

Christoph Wartenberg (geb. 1928)



- 23.03.1928 in Chemnitz geboren, als Sohn des Pfarrers Gerhard Wartenberg und Margarete Voigt, ein Bruder, geb.1930
- 1932 ff. Kindheit auf dem Dorf Kühren, 35 km östlich von Leipzig
- 1938 Oberschule für Jungen in Wurzen
- Juli 1944 Berufswunsch Pfarrer
- 01.01.1945 notdienstverpflichtet durch die Hitlerjugend
- April 1945 kurzer Militäreinsatz
- 01.Oktober 1945 Verhaftung wegen Werwolfverdacht, Gefängnis, Überführung in das sowjetische [Speziallager Nr. 1](#) des NKWD, Mühlberg/Elbe
- 10.07.1948 Entlassung aus der Haft
- Sommer 1949 Abitur in Wurzen
- 1949 Studium an der Leipziger Universität abgelehnt
- 1949 - 1950 Sprachenkonvikt am Predigerkolleg zu St. Pauli Leipzig.
- 31.10.1950 Übergang in die Bundesrepublik Deutschland. Studium der Theologie in Neuendettelsau, Göttingen und Tübingen
- 1953 Verlobung mit Gertraude Schade, die 1952 ebenfalls in die BRD gekommen war
- 1954 Heirat. 3 Kinder: Jörg (1955), Stephan (1958), Katharina (1959)
- 01.11.1954 Rückkehr in die DDR (nach 1. Theologischen Examen)
- Juli 1955 Erste Pfarrstelle in Mochau bei Döbeln (nach Lehrvikariat und Predigerseminar)
- Oktober 1964 Pfarrer in Riesa-Altstadt
- August 1974 Superintendent in Werdau/Sachsen
- Oktober 1985 Rektor des [Ev.-luth. Diakonissenhauses Leipzig](#)
- 01.04.1993 Ruhestand in Leipzig

L. 20. II. 1994

Wartenberg

Von Deutschland

nach Deutschland

Christoph Wasmuth

VOLKSEIGEN

Es war Anfang Oktober 1989 auf dem Leipziger Ring. Sie kamen mir entgegen und riefen im Sprechchor - aber es war ein anderer Ton als der, den wir bisher gehört hatten - sie riefen: "Wir sind das Volk!" Einer kam herüber zur Reformierten Kirche, an der ich stand. Er sagte: "Komm mit!"

Als ich dann später wieder zum Auto ging, das ich in einer Nebenstraße geparkt hatte, traf ich einen älteren Mann in meinem Alter. Ich sagte: "Jetzt werden die Träume unserer Jugend wahr." Er blickte mich verständnislos an.

Ich aber wusste: Das Volk braucht keine Führer mehr. Dann ließ ich den Motor an und lobte Gott.

ZWEIMAL DEUTSCHLAND UND ZURÜCK

Immer wieder Angst. Das gehörte zu diesen Jahren, dann zu den Jahrzehnten dazu. Da Angst aber überhaupt zum menschlichen Leben dazugehört, ist sofort festzustellen, dass die Angst überwindbar war, wie Ängste überwindbar sind, wenn das Gefühl des Bewahrtwerdens stark wird.

Diese Angst also beherrschte mich, als der Grenzer im Zug meine Papiere kontrollierte. Es war das in der Nacht vom 31. Oktober auf den 1. November 1950 in Probstzella, zwischen Reformationstag und Allerheiligen. Ich war wenige Tage vorher aus meinem Heimatdorf Kühren in der Leipziger Gegend nach West-Berlin gefahren.

Die Formalitäten erledigten sich rasch. Ich legte bei den westlichen Behörden meinen Entlassungsschein aus dem stalinistischen Lager Mühlberg vor und bekam sofort als Ersatz für meinen DDR-Ausweis Westberliner Papiere. Allerdings war es ein "vorläufiger Ausweis".

Werden sie mich fragen, wie ich zu diesem Dokument gekommen bin? Ich sitze im Zug, fahre vom Bahnhof Zoo durch die Deutsche Demokratische Republik, meine bisherige Heimat, nach der Bundesrepublik, nach Bayern. Grenzkontrolle in Probstzella. Die Leute in den damals dunklen Uniformen gehen kontrollierend durch die Abteile. Ich gebe den Ausweis hin. Werden sie nun noch die Brieftasche haben wollen, in der eben dieser Entlassungsschein aus dem Speziallager Nr. I des NKWD, der sowjetischen Geheimpolizei, steckt? Was werden sie tun, wenn sie den Schein gefunden haben?

Knapp drei Monate später hatte ich nochmals dieselben Ängste, als ich am Weihnachtsfest zum ersten Mal wieder über Probstzella heimfahre. Während der erste Grenzübertritt im Herbst dann doch ohne Schwierigkeiten verläuft, werde ich im Winter aus dem Abteil geholt und in das Bahnhofsgebäude geführt. Dort muss ich meinen Koffer öffnen. Es ist das gute Stück, mit dem mein Vater vor dem ersten Krieg zur Fürstenschule nach Grimma reiste. Aus den beiden rohrgeflochtenen Deckeln quillt nun die schmutzige Wäsche der vergangenen Monate heraus. Das Seidentuch für meine Zukünftige, wie man damals sagte, habe ich in der Tasche. Aber zwischen Hemden, Unterhosen und Bettwäsche liegen zwei Päckchen Zigaretten für Vater und Bruder und eine Tüte Kaffee für die Mutter wie verlorenes Streugut.

Die Uniformierten sagen, dass sie Geld suchen, Ostgeld, das ich zum schwindelerregenden Kurs getauscht haben soll und deshalb nicht auf dem Zollkontrollzettel stehen habe. Ich versuche ihnen zuerst vergeblich, die Armut eines Studenten zwischen Ost und West deutlich zu machen. Aber dann macht ihnen doch der Blick auf meine am Boden ausgebreitete Habe deutlich, wie die Dinge liegen. Die folgende Durchsuchung am Körper ist läppisch. Gerade die Brieftasche interessiert nicht. Einen Schuh muss ich noch ausziehen, damit er genau betrachtet werden kann. Der Vater wird später den Bericht so kommentieren: "Der Grenzer roch wohl, dass es dein letztes Paar Strümpfe war, was Du anhattest und ließ dich laufen."

Wer heute über den Kamm des Thüringer Waldes fährt, kann sein Auto vor dem Bahnhof Probstzella abstellen und durch das Gebäude hindurch auf den verschlafenen Bahnsteig gehen. Bauwerke geben nichts her von den Leiden der Menschen, die sich in oder auf ihnen abgespielt haben. Was ist den staatsüchtigen Altkommunisten und ihren jüngeren Zöglingen nicht alles eingefallen an Schikanen, um die widernatürliche Grenze fest zu machen? Welche Schrecken, wenn man die Leute mitten in der Nacht aus den Abteilen trieb und auf dem Bahnsteig im eisigen Wind warten ließ. Papiere verschwanden in nur

halbgeöffnete Schalter hinein und kamen an ganz anderer Stelle wieder heraus, um die Unsicherheit zu erzeugen, dass ein Mensch ohne Ausweis eine Unperson ist. Gezielt wurde auf den Gedanken: was werden sie bei mir finden?

Im Nachhinein werden die aus dem Westen, die sich nicht entmutigen ließen, die dennoch jährlich die "Ostzone" besuchten, meinen, sie hätten mehr gelitten als jene, die der Osten zögerlich genug reisen ließ. Die Letzteren waren ja nur Rentner, von denen einige der Schlag gerührt hat, wenn der Grenzübertritt hinüber oder herüber den Blutdruck in schwindelnde Höhe trieb. Die aus dem Westen in die DDR reisten, hatten in zunehmendem Maße alle die Jahre hindurch einen starken, freiheitsliebenden Rechtsstaat hinter sich, der vom Osten - oft nur zähneknirschend - respektiert werden musste. Die Rentner und die wenigen anderen Reisenden aus dem Osten mit lauterer Reisegründen empfanden ihren Staat als Kontrolleur oder gar Feind. Allerdings waren die aus dem Osten besser trainiert als die aus dem Westen, die sich längst an die offenen Grenzen in Westeuropa gewöhnt hatten.

Kommen wir zurück zu jener Oktober-November-Nacht des Jahres 1950. Über dem fränkischen Land, in das der Zug hineinrollte, lag die Dunkelheit. Nürnberg aber strahlte in hellem Licht, wenigstens der Bahnhof. Welch ein Unterschied damals zu Leipzig mit seinem düsteren Hauptbahnhof, auf dem ich wenige Tage zuvor in den Zug nach Berlin gestiegen war. Vor dem Bahnhof lag allerdings hier wie dort die Stadt in Trümmern. Den sehr frühen Zug nach Ansbach verließ ich in Wicklesgreuth. Zwei Leute saßen wir dort fröstelnd im Warteraum, ehe der Zug nach Neuendettelsau fuhr: eine Frau mittleren Alters und ich. Sie war eine gesprächige Schlesierin, die bald heraus hatte, was mein woher und wohin war. Dann erzählte sie. Eine schwere Flucht hatte sie hinter sich. Katholisch war sie. Und der Herr Pfarrer war auch mit geflohen mit seiner Haushälterin und den Kindern. Das wäre nicht nur bei den evangelischen Pfarrern so, dass sie einen geordneten Hausstand hätten. Alle in ihrem Heimatdorf hätten das gesagt. Auf meinen Einwand, dass das aber dem Heiligen Vater nicht recht sei, meinte sie: "Rom ist weit." Darauf ich: "Aber Bamberg nicht." Auf solche Weise ökumenisch belehrt kam ich in Neuendettelsau an. Dort fand ich in der Hochschule Aufnahme, ohne dass ich zuerst gefragt wurde, wer wohl meinen Aufenthalt und mein Studium bezahlt. Das Hilfswerk und die Partnerschaft der lutherischen Kirchen sorgte dafür, dass das erste Semester gesichert war, und ich einen guten Start im Westen hatte für die Ausbildung zum Diener der einen Kirche.

Unter den Studenten gehörte ich im Nachhinein, als Dazugekommener, zur Gründungs-generation. Im Gefangenenlager, im amerikanischen allerdings, in Oberitalien, lagen die Ursprünge dieser Hochschule. Da hatten sich unter dem Eindruck des Zusammenbruchs am Ende des Krieges Männer zusammengefunden, die über Gottes Wege nachdenken wollten, um zu lernen. Andere waren bereit, zu lehren. Nach der Entlassung hatten sie das in Franken fortgesetzt. Die meisten von ihnen sind lutherische Pastoren geworden. Einen breiten Raum in meinem Nachdenken nahmen später die wenigen ein, die Offiziere der Bundeswehr wurden. Die überragende Gestalt unter den Lehrern war Georg Merz, Rektor der Hochschule auf unbestimmte Zeit. Am Ende des ersten Semesters bestellte er mich zu sich, um mir zwei Fragen vorzulegen. Die erste war, ob ich noch zwei Semester an der Hochschule bleiben wolle. Thüringen hatte zwei Freiplätze. Es war nur einer mit Hans-Jürgen Schulz besetzt und kein weiterer Kandidat in Sicht. Er wollte sich nun für mich den Obersachsen, verwenden. Den Unterschied zu den Niedersachsen betonte er gern. Damit kompensierte er schlechte Erfahrungen während seines Studiums in Leipzig. Ich hatte

nach zwei Semestern von Neuendettelsau weggehen wollen, sagte aber nun gern zu, weil ich damit erst einmal materiell ausgesorgt hatte.

Die zweite Frage formulierte Merz so: "Lieber Bruder Wartenberg, Sie haben da doch mit dem Internierungslager bei den Russen allerhand hinter sich. Wenn Sie wollen, erwirke ich ihre Aufnahme in die bayrische Kandidatenliste für das Pfarramt." Meine Antwort war: "Vielen Dank. Aber ich muss nach Sachsen zurück."

Vier Jahre später, auf den Tag genau, war es soweit. Inzwischen war meine Frau zwei Jahre mit im Westen gewesen. 1952 hatte ich sie gebeten, sofort in die Bundesrepublik zu kommen, weil ich schon in diesem Jahr befürchtete, dass dicht gemacht würde zwischen Ost und West. Nun, 1954, herrschte jenes kurzzeitige Tauwetter. Ungehindert war ich im Sommer mit schnell ausgestellten Aufenthaltsgenehmigungen der DDR mehrmals zum Examen nach Leipzig und zurück nach Tübingen gereist. Im Herbst arbeitete ich als Angestricher auf dem Bau in Stuttgart, um noch Geld zu verdienen, denn ich kannte die geringe Bezahlung der Pfarrer im Osten. Am 1. November sollte mein Dienst als Vikar in Machern bei Leipzig beginnen. Ende Oktober packten meine Frau und ich die wenigen Habseligkeiten, die wir hatten, zusammen und gaben unsere Zimmer in Stuttgart und Tübingen auf.

Am Reformationstag bei kühlem aber trockenem Wetter gingen wir mit der Schwägerin und dem Schwager im Erlanger Schlossgarten spazieren. Die beiden blieben in der Wirtschaftswunderwelt, wir brachen auf ins Altvertraute, das doch nach vier Jahren - auch der 17. Juni 1953 lag dazwischen - wieder neu war. Unsere klare Aussage für uns und manchmal für andere war, dass in jenem deutschen Landstrich, DDR genannt, die Stimme des Evangeliums Jesu Christi nicht verstummen dürfe. Dazu wollten wir mithelfen. Aber es war ein deutscher Landstrich. Spielte das nicht auch eine Rolle? So frage ich mich heute oft.

Es kommt mir dann ein Verhör im Gefängnis in Grimma an jenen Oktobertagen 1945 in den Sinn. Es war keines jener ekligen Nachtverhöre. Am Vormittag hatte mich der Oberleutnant vom sowjetischen Geheimdienst, der sich als für mich unmittelbar Zuständiger am meisten mit mir befasste, aus der Zelle geholt. Er brachte kaum die Augen auf, wie er so an einem ramponierten Schreibtisch mir gegenüber saß. Seine Nacht war sicher alkoholreich gewesen. Er rülpste und spuckte in den Papierkorb. Die junge Frau neben ihm mit der eintätowierten KZ-Nummer am Handgelenk wirkte nicht frischer. Ihr Deutsch war mehr als mangelhaft.

Ich sagte: "Wenn ich ein Werwolf gewesen wäre, hätte ich doch Brücken sprengen oder etwas ähnliches tun müssen. Alles das habe ich nicht getan." Sie übersetzte und fragte dann im Auftrag des Offiziers: "Welche Brücke haben Sie gesprengt?" Das kam schläfrig und ohne Schärfe, eben anders als in der Nacht, in der sowieso die Russen eine viel größere Aktivität und Ausdauer entwickeln können als wir Deutschen. Ich versuchte dann den Übersetzungsfehler zu korrigieren. Dabei saß ich so, dass ich zum Fenster hinaussehen konnte. Der Hof der alten Wasserburg wurde nach der Mulde zu von einem anderen Gebäude begrenzt. Auf dieser gegenüberliegenden Wand war eine bronzene Gedenkplatte angebracht. Auf ihr stand zu lesen, dass die Burg in früher deutscher Zeit erbaut worden sei, um die Muldenlinie gegen die Slawen zu verteidigen. "Bollwerk gegen den Osten", oder so ähnlich stand es da. Nach der Wende suchte ich den Hof auf und stellte fest, dass die Platte vor Jahrzehnten entfernt worden war.

In jenem Oktobermorgen 1945 wusste ich, dass der "Sturm aus dem Osten" Wirklichkeit geworden war. Wollte ich bei der Rückkehr in diesen Landstrich neun Jahre später, dass in Sachsen nicht nur die Botschaft Jesu Christi weiter hörbar war, sondern auch, dass dieses Land deutsch bleiben sollte?

Wie wird es sein, wenn die Slawen so wiederkommen, wie sie wirklich vor eineinhalb tausend Jahren hinter den nach Westen abwandernden Germanen her aus dem Osten kamen, nicht mit Feuer und Schwert, sondern als friedliche "Einsickerer"? Genug davon.

Meine Frau und ich stiegen am 31. Oktober 1954 abends in Erlangen in den Interzonenzug. Im Gepäckwagen hatten wir in einer langen Pappkiste die Strickmaschine mit. Es sollte uns später noch einmal Schwierigkeiten machen, dass es aussah, als hätten wir ein Maschinengewehr dabei.

Auf der bayrischen Seite wurde uns der bundesrepublikanische Ausweis abgenommen, weil wir auf Befragen wahrheitsgemäß sagten, dass wir übersiedeln wollten. So kamen wir ohne Papiere in der DDR an. In Probstzella wurden wir mit Saarländern minderer Qualität, die auch ins Wunderland des deutschen Sozialismus wollten, in einen Raum gebracht. Ihre Deklamationen gegenüber den Grenzern: "Die Saar bleibt deutsch", wirkte auf uns belastend. Mit dem ersten Personenzug fuhren wir in das nebelverhangene, trübe Saalfeld hinunter. In einem kahlen, unterkühlten Raum befragte uns ein Polizist nach woher und wohin. Dann bekamen wir vorläufige Papiere und durften mit dem nächsten D-Zug weiterfahren. Unser Gepäck war unkontrolliert im ersten Zug verblieben. Wir fanden es wieder, als wir in Sachsen ankamen.

Ein dreiviertel Jahr später waren wir schließlich am Ziel unserer Wünsche: auf einer Dorfpfarre im Mittelsächsischen. Über die Straße weg lag schräg gegenüber dem Pfarrhaus die Schule. Sie hing an derselben Wasserleitung mit natürlichem Druck, die seit dem Ende des 15. Jahrhunderts in den Kassenbüchern der Kirche nachweisbar war.

Damals war es gerade noch möglich, als neuer Pfarrer dem Schulleiter einen Besuch abzustatten, ehe sich in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre die ideologische Front total verhärtete. Der Mann - aus Schlesien ins Land gekommen und mit einer wirklichen Kommunistin aus dem Nachbardorf verheiratet - war wenig älter als ich. Er fragte mich, wir mir zumute wäre. Die meisten Leute wanderten doch jetzt von Ost nach West und nicht umgekehrt. Ich sagte ihm: "Wissen Sie, für uns Christen gibt es zwei Arten des Materialismus. Den theoretischen und den praktischen. Der theoretische herrscht hier im Osten, der praktische im Westen. Der theoretische hat den Vorteil, dass er nicht hinhaut."

DER RUF UND DIE GEWISSHEIT

Baumeister wollte ich werden. Oder etwas mit Kunstgeschichte machen. Das interessierte mich. Aber erst einmal war Krieg, Krieg im Jahre 1944 mit der Freiwilligmeldung des Sechzehnjährigen als Offiziersbewerber des Heeres. Immerhin bewahrte das vor den Zwangswerbern der SS, die es auf meine Länge von 180 cm abgesehen hatten. Bei der Musterrung im April sah ich **Uli Führer** zum ersten Mal. Wir waren uns sympathisch und fanden uns dann im Frühsommer wieder auf einem Kursus, den das Heer im Osterzgebirge veranstaltete.

Der leitende Oberleutnant nahm uns nicht nur körperlich - bis zum schweren Muskelkater - in die Zange. Er wollte wissen, was für einen Beruf wir ergreifen wollten. Uli sagte: "Pfarrer!" Ich sagte: „Ich weiß es noch nicht genau.“ Auf einem Spaziergang unter vier Augen setzte mich der Offizier, der seine militante Nazigesinnung immer wieder zum Ausdruck brachte, massiv unter Druck: "Werden Sie nicht auch noch Pfarrer wie der Uli Führer!" Er sagte etwas von "dem Fortschritt dienen." Einige Tage später fuhr ich wieder zu einer Veranstaltung, die Offiziersbewerber des Heeres motivieren sollte. Dieses Mal nach Dessau-Roßlau. Als ich in Leipzig umstieg, lag der Hauptbahnhof in Trümmern. Die Halle und der

Querbahnsteig waren unpassierbar. Die helle Julisonne des warmen Tages beschien ein Trümmerwirwar, das dennoch den Verkehr nicht zum Erliegen brachte. Wir wurden durch die bereits wieder frei gemachte Unterführung geschickt. Der Zug, den ich brauchte, fuhr draußen vor der Halle auf dem verlängerten Bahnsteig ab. Nachmittags kam ich in Roßlau an und wurde in ein Haus geschickt, das, wie andere ihm gleich, im hohen Kiefernwald lag. Das sah gar nicht nach Kaserne aus. Auch waren die Räume unbelegt, weil in diesem Sommer, wie schon lange seit dem Fiasko von Stalingrad, alles an die Front geschickt wurde, was nur laufen konnte. Ich schlief allein in einem großen Raum mit einem halben Dutzend Doppelstockbetten. Lange vor Sonnenaufgang wurde ich geweckt. Wenig später lagen wir Jungen mit älteren Pionieren zusammen im feuchten Gras am Ufer der Elbe. Künstlicher Nebel verstärkte den morgendlichen Dunst, der über den Wiesen lag. Am anderen Ufer des Flusses gingen Sprengladungen hoch und imitierten so die Artillervorbereitung eines Angriffs. Dann sprangen wir in die Sturmboote und erreichten unter Gewehrgeknatter und dem Sägen der Maschinengewehre das andere Ufer. Das kleine Manöver endete mit der Besetzung eines Waldstreifens hinter den Wiesen. Es wurde ein Brückenkopf gebildet, um eine Pontonbrücke bauen zu können.

Ich habe mich später gefragt, ob dieser merkwürdige Flussübergang nicht eine besondere Bedeutung hatte. Erreichte ich da schon das andere Ufer? Für das eine Mal, um mich wieder und wieder im Leben auf diesen Übergang zu wagen?

Nur kurz war ich zu Hause, vielleicht ein oder zwei Tage, als im zweiten Drittel des Juli in jenem Jahre 1944 das Sommerlager der Hitlerjugend für den Raum Grimma im Wald hoch über dem Fluss und der Stadt begann. Wir lagen in Zwölferzelten, die unter hohen Bäumen aufgestellt worden waren, auf einer dicken Strohschütte. Wir lagen dort im wortwörtlichen Sinne, denn es regnete fast ununterbrochen an diesen zehn Tagen. Wir lagen und diskutierten miteinander über Gott und die Welt. Zwei taten sich besonders hervor.

Der eine hieß **Grabi**¹. Alle nannten ihn Grasse. Im Jungvolk war er mein Vorgesetzter. Er war der Jungstammführer, ich einer seiner Fähnleinführer. In der Schule war er eine Klasse unter mir, überragte aber durch seine Körpergröße und seine außerordentlichen Leistungen auf allen Gebieten von der Mathematik und den Sprachen bis hin zum Sport nicht nur seine gleichaltrigen Mitschüler.

Der andere von den beiden, die vornehmlich mit mir diskutierten, hieß **Ritza** und war für den Führernachwuchs im Jugendstamm verantwortlich, auch als ein Fähnleinführer. Merkwürdigerweise wollte er nicht zur SS, sondern war Offiziersbewerber des Heeres, wie ich bei dem Lehrgang im Osterzgebirge erstaunt feststellte, als er dort plötzlich auftauchte.

Beide, Grasse und Ritza, bezeichneten sich selbst als Nietzsche-Jünger und griffen aus dieser Position heraus den Jesus-Glauben an. Ich aber hielt dagegen. Immer wieder wollte ich den anderen klar machen, was es mit dem christlichen Glauben und der Kirche wirklich auf sich habe. Das Wort "wirklich" ist von daher mir in guter Erinnerung. In diesen Streitgesprächen merkte ich, dass es meine Lebensaufgabe sei, den Menschen von Jesus Christus zu erzählen.

In die Zeit dieses Sommerlagers fiel das Attentat auf Hitler. An einem gewitterschwülen Tag kurz vor unserer Heimreise - ich nehme an, dass es der 22. Juli gewesen ist - traten wir auf dem Grimmaer Marktplatz zur Treuekundgebung für den Führer an. Bei der

1 Der 1929 in Wurzen geborene Gymnasiast **Siegfried Grabi** wurde am 15.10.1945 von der [NKWD-Operativgruppe](#) der Stadt Wurzen in das [Speziallager Nr. 1](#), Mühlberg/Elbe, verbracht (siehe Seite 4/12 der [Liste](#) der in Wurzen Verhafteten), wo er am 24.04.1947 verstarb.

schwülstigen, heraus gebrüllten Rede unseres Bannführers war es mir ein Zeichen besonderer Art, dass immer wieder einer aus der Reihe der Angetretenen heraus umfiel und von den Sanitätern weggetragen wurde. Hitlers wahres Gesicht war für die im Nationalsozialismus Herangewachsen noch nicht erkennbar. Für manchen kam die Erkenntnis gar nicht. Ritza fiel in den letzten Kriegstagen - vor Bautzen.

Monate später waren wir im Frühjahr 1945 wieder angetreten, wieder in Grimma. Eine kleinere, bunt zusammengewürfelte Gruppe von Hitlerjungen sollte den regulären Wehrmachtsverbänden unterstellt werden, die entlang der Mulde eine neue Verteidigungslinie gegen Westen aufbauten, obwohl die Russen schon gefährlich nahe vom Osten her nach Sachsen herein drückten. Ob wir nun Werwölfe - wie uns ein Radiosender zu suggerieren versuchte - werden sollten oder wollten, blieb einfach in der Schwebelage. Immerhin inspizierte uns der HJ-Gebietsführer Sachsens - schon ohne Rangabzeichen - vor dem Abmarsch zum Bataillonsgefechtsstand in Grechwitz unmittelbar in der Nähe der ehemaligen Jugendherberge, die bis dahin unser Quartier gewesen war. Blauäugig war er und selbstverständlich blond und nordisch schlank dazu.

Als er die Front abschreitet, fragt er dies und das, wie man das so zu tun pflegt. Mich fragt er: "Was willst du werden?" "Pfarrer!" ist meine knappe Antwort. Da kommt ein Blick aus diesen pseudogermanischen Augen, den ich ein Leben lang nicht vergessen werde. Dieser Blick sagt mir, dass also dies alles vergeblich war zwischen Sommersonnenwende und Parteitag. Es blieben welche übrig: die, die immer übrig bleiben werden, weil sie sich nicht selbst und den Herren dieser Welt gehören. Ironisch werden sie die "Schwarzen" genannt.

Aber die Masse, so sage ich mir, die Masse ist anders, als ich zum ersten Mal 1991 zum Lagertreffen nach Mühlberg fahre. Die Masse der alten Kameraden hatte doch mit der Kirche nichts im Sinn, überlegte ich mir im Auto. Das Treffen beginnt mit einem Gottesdienst. Als wir, meine Frau und ich, die große Mühlberger Kirche betreten, müssen wir im Vorraum stehen bleiben. Das Gotteshaus ist überfüllt. Gepredigt wird die Versöhnung Gottes.

ZWEIMAL EROBERT

Der Oberleutnant befahl uns am Nachmittag zu sich. Wir traten an diesem 15. April 1945 vor dem Bataillonsgefechtsstand in Grechwitz an und empfingen unsere Instruktionen. Neben mir stand Bruno mit seinen knapp 16 Lenzen. Dazu kamen zwei Fünfzehnjährige aus Grimma. Die drei trugen ihre Panzerfaust betont lässig in der rechten Hand. Ich hatte meinen Karabiner über die Schulter genommen. Die fünfzig Patronen, die man mir dazu gegeben hatte, klimperten in den Taschen meines zu großen Militärmantels.

Der Oberleutnant sagte: "Ihr geht auf die andere Seite der Mulde und sperrt eine der Straßen, die auf Grimma zugehen." Er wandte sich an mich: "Sie gehen am Waldrand beim Dorf Glasten in Stellung. Wenn Sie merken, dass der Feind hinter Ihnen durchstößt, gehen Sie zurück."

Mir ging bald auf, wie menschenfreundlich der zweite Satz war. Nun stiegen wir erst einmal durch den Stadtwald an die Mulde hinunter und überquerten den Fluss auf der schmalen Eisenbahnbrücke im Süden Grimmas. Auf der anderen Uferseite hatte ich plötzlich ein menschliches Rühren und merkte: du hast Angst. Wir vier trennten uns von einem anderen Trupp, der sich uns angeschlossen hatte und erreichten mit Hilfe der Generalstabskarte, die ich von der ganzen Gegend besaß, die Stelle im Gelände, die der Oberleutnant uns vorgegeben hatte. Jene Karte trug übrigens die Aufschrift "Kaisermanöver 1912". Ich hatte sie von meinem Großvater geschenkt bekommen.

Die anderen drei hatten Hunger. Bruno ging deshalb mit dem einen der Grimmaer ins Dorf und holte frisches Brot, das wir zu den empfangenen Fleischkonserven aßen. Das gab auch mir das seelische Gleichgewicht wieder.

Die Dunkelheit brach herein. Die Amerikaner kamen nicht, was wir schon damals nicht lauthals aber jeder für sich als Glücksfall betrachteten. Nicht weit von uns weg hatten Shermanpanzer mit aufgesessener Infanterie Halt gemacht. Es war eine Elitetruppe. Der Mann, der mir das später erzählte, sagte: "Die hätten Hackfleisch aus euch gemacht."

Plötzlich flog hinter uns die Grimmaer Straßenbrücke mit lautem Knall und weithin sichtbarem Feuerschein in die Luft. Wir nahmen das als Signal für unseren Rückzug und liefen querfeldein auf die Stadt zu. Über eine Stunde waren wir unterwegs, als Siedlungshäuser vor uns auftauchten. Ein Mann stand auf der Straße und sagte uns, dass wir den Stadtrand erreicht hätten. Die Amerikaner stünden mit Panzern im Zentrum von Grimma. Die beiden Fünfzehnjährigen, die unterwegs bereits die Panzerfäuste weggeworfen hatten, schickte ich heim.

Bruno und ich liefen weiter, bis wir auf einen Soldaten trafen, der uns am Rande einer Steinbrücke entlang führte. Tief unter uns standen Shermans. Ein Stück hin stand ein deutscher Posten, der es mit der Parole nicht so ernst nahm. Er schloss sich uns nicht an. "Der will in Gefangenschaft", sagte der Landser, der mit uns ging.

Wir stiegen ins Tal der Mulde hinab und stießen bei Golzern auf eine kleine, nicht gesprengte Brücke. "Die kann keine Panzer tragen", sagte der Soldat, "deshalb ist sie noch ganz." Hinter der Brücke trennten wir uns. Zivilisten mit Lebensmittelpaketen kamen uns entgegen. Wir fragten: "Wo gibt es das?" Sie zeigten auf ein großes Lagerhaus der Papierfabrik, die heute noch dort steht. Ein Zahlmeister wollte uns nicht hineinlassen. Er sagte: "Es wird gleich gesprengt." Wir stürzten die Treppe hinauf und wateten gleich den anderen Leuten in aufgerissenen Frontkämpferpäckchen, die viele nur wegen der Schokolade, die sie enthielten, plünderten. Bruno und ich nahmen jeder einen großen Karton vor die Brust und verließen das Gebäude auf schnellstem Wege. In gebührender Entfernung von der Fabrik - weil ja alles noch in die Luft fliegen konnte - machten wir Halt. Wir packten um. Von unseren Waffen wollten wir uns nicht trennen. So knotete Bruno seine Decke um den Kopf der Panzerfaust, füllte die Frontkämpferpäckchen hinein und schulterte dann das Ganze.

Ich packte in den Tornister, was hineinging. Den Karabiner hing ich mir vor die Brust und trug den halbvollen Karton vor mir her. Wir boten nicht gerade ein militärisches Bild, als wir in den nächsten Ort, nach Nerchau, hinein marschierten. Dort trafen wir noch Leute auf der Straße, durchweg Zivilisten. In den Dörfern war kein Mensch zu sehen, als ich sie dann allein durchwanderte. Bruno hatte sich von mir getrennt, obwohl ich ihm dringend geraten hatte, erst einmal mit zu mir zu kommen. Ihn griffen wenig später die deutschen Militärpolizisten, die Kettenhunde, auf und stecken ihn in eine Formation, mit der er in amerikanische Gefangenschaft und schließlich in das berühmte Lager Bad Kreuznach kam. Ich piff gegen 4:00 Uhr vor unserem Haus. Meine Mutter ließ mich sichtlich erleichtert herein. Ich zog Zivilkleidung an und vergrub meinen Karabiner eingehüllt in einen Militärmantel auf dem Friedhof in einen Komposthaufen.

Eine Woche später kamen die Amerikaner über die Mulde. Eine Infanterieeinheit - meist Polenstämmige - auf Jeeps fuhr in unser Dorf ein. Sie besorgten offensichtlich den Flankenschutz für die Truppe, die sich mit den Russen bei Torgau an der Elbe traf.

Dichtgedrängt standen in unserem Gehöft deutsche Soldaten. Als der erste Amerikaner unser Tor von außen aufstieß und den Hof betrat, rief er: "One me to help!" Später kamen zwei Amerikaner in die Küche. Dort saßen wir im Zivil um den Tisch herum, außer mir

noch andere ehemalige Jungvolkfürher mit Grasse unserem Jungstammführer, die auch dem Bataillon bei Grechwitz eingegliedert worden waren. Wir hatten alle kurze Hosen und unverdächtigen Hemden zusammengesucht. Zwei deutsche Soldaten trugen Zivilklamotten vom Vater. Wir wurden von den Amerikanern misstrauisch gemustert. Aber sie hatten wohl schon zu viel Gefangene gemacht. Diese beiden amerikanischen Infanteristen besuchten uns dann nochmals zwei oder drei Tage später. Sie wollten Schnaps und frische Eier. Meine Mutter briet ihnen eine Pfanne voll. Es waren unsere letzten. An Schnaps hatten wir zwei Reste sehr süßen Likörs im Hause, die wir ihnen vorsetzten. Korn aus Wehrmachtsbeständen hatte ich im Klavier versteckt. Dort haben ihn dann auch die Russen nicht gefunden.

Die Russen. Sie kamen am 5. Mai von Norden her, aus dem Raum Berlin. Auf der alten Reichsstraße 6, die durch unser Dorf führte, schwenkten sie ein, um Dresden von Westen her zu besetzen. Der erste, der das Haus betrat, war ein Mongole. Die Friedhofstür, an der eine Glocke angebracht war, schepperte. Von hinten her stolperte er in den Flur hinein. Dort traf er auf meine Mutter, die er anzufassen versuchte. Ich stand starr vor Schreck daneben. Aber er ließ von ihr ab.

Was er mitgenommen hat, weiß ich nicht mehr. Es interessierte schon damals nicht mehr. Noch am selben Tag wurde bei uns ein Stab einquartiert. Das war nicht unser Schade; denn nun hatten wir in den schlimmsten Tagen bis zum 10. Mai Ruhe vor Marodeuren.

Eine Klippe war allerdings, dass die Offiziere baden wollten. Unser Badeofen aber war seit Jahren nicht in Ordnung. Ein Ersatz konnte im Krieg nicht beschafft werden. Der alte Dorfklempner wurde geholt. der zitternd unter der Aufsicht der bewaffneten Russen noch einmal wie schon öfters zu dem Ergebnis kam. dass nichts zu machen sei. Er warnte vor einer Explosion, falls, so wie er ohne Wasser war, der Ofen geheizt würde. Nun konnten wir den Sergeanten, der den Publikumsverkehr mit uns und anderen Deutschen übernommen hatte, überzeugen, dass das Wasser im Waschhaus heiß gemacht werden müsse, um dann quer über den Hof ins Bad getragen zu werden.

Die Aufgabe des Heizens am Waschkessel übernahm der "Vorkämpfer der Roten Armee". So nannten wir einen sympathischen, ganz jungen Russen, der im Gegensatz zum Sergeanten kein Wort Deutsch verstand. Er trug die übliche sowjetische Sommeruniform. Eine in der Sonne gebleichte braune Hose und eine darüber gezogene Bluse. Am Koppel, das die Bluse zusammenhielt, erkannte man noch die deutsche Herkunft. Das "Gott mit uns" auf dem Schloss hatte er mit dem Hammer notdürftig ausgebeult und dann mit der Feile darauf einen Sowjetstern eingegraben. Einen ebensolchen Stern hatte er aus rotem Glanzpapier, das der bruchstückhaften Aufschrift nach einer deutschen Zeitschrift entstammte, ausgeschnitten und an sein Käppi geheftet. Die warme Maitonne nutzte er, um Hose und Bluse zu waschen. Während diese auf der Teppichklopfstange trockneten, stieg er in langen Unterhosen und darüber gezogenem Hemd mit umgeschnalltem Koppel auf dem Hof herum. Als er gegen Abend die Uniform wieder anhatte, quittierte er lächelnd unsere Bewunderung für den Glanz der Sauberkeit, der von ihm ausging. Die Pracht währte nicht lange.

Am nächsten Tag legte er sich unter einen defekten Lastwagen und kam total ölverschmiert wieder hervorgekrochen. Auch in den Nächten, da die Schreie der vergewaltigten Frauen weithin im Dorf zu hören waren, hatten wir durch Soldaten, wie ihn und den Sergeanten, Ruhe. Ganz zu schweigen von den Offizieren, die hackenzusammenreißend zur Dienstbesprechung in unserem ehemaligen Speisezimmer vor dem Oberstleutnant erschienen. Wenn sie sich zu einem Gespräch herabließen, waren sie Kavaliere. Eine weitere Klippe war unser Auto, ein alter Opel, der seit 1939 unbenutzt in der Garage stand. Die

Batterie war am Kriegsbeginn beschlagnahmt worden, was die Russen uns nicht glaubten. Einmal trieb ein Sergeant von einer anderen Einheit die Mutter, den Bruder und mich mit der Pistole vor sich her durchs ganze Haus vom Keller bis zum Boden. Er wollte unbedingt die versteckte Batterie finden. Endlich rettete uns ein deutschsprechender Unterleutnant und machte dem Verrückten den Tatbestand klar.

Der bei uns stationierte Sergeant hatte schließlich eine Batterie aufgetrieben. Er nahm das Auto mit, als sein Stab das Quartier wechselte. Nach Tagen stand es defekt auf der Dorfstraße. Der Bruder und ich versuchten es in unseren Hof zurück zu schieben. Aber der Sergeant kam und verhinderte das lachend. Wir waren froh, dass er unseren Versuch, wieder zu unserem Eigentum zu kommen, mit Humor quittierte.

Die letzte Einquartierung haben wir dann im Juli erlebt, als die Sowjetarmee über die Mulde ging, um den Rest Sachsens und Thüringen zu besetzen. Als ich von dem Bauern, bei dem ich damals arbeitete, nach Hause kam, saßen im Arbeitszimmer meines Vaters ein halbes Dutzend russische Offiziere. Ich hatte Bedenken, wie der Vater, der schon aus der amerikanischen Gefangenschaft heimgekehrt war, die ganze Sache verdauen würde. Aber es ging alles gut. An seinem Schreibtisch saß ein Major mit einer dorfbekanntem Nutte neben sich. Auch da hatte sich manches eingeepegelt.

Um den runden Tisch herum hatten drei Offiziere Platz genommen. Ich rückte mir einen Stuhl heran und hörte zu, wie ein Kapitän fantastisch auf der Gitarre spielte. Es war das gute Stück, das meine Mutter aus ihrer Heimatstadt Markneukirchen vor 20 Jahren mit in die Ehe gebracht hatte. Auch die Eltern und der Bruder hörten zu, wie die großartige slawische Musikalität sich entfaltete. All das Belastende dieser Zeit wurde im Spiel aufgehoben.

Als wir am nächsten Morgen um sechs Uhr aufstanden, waren die Offiziere schon weg und mit ihnen die Gitarre. Meine Mutter sagte: "Dem gönne ich sie. Wie der spielen kann!"

BEFREIUNG

Einen Mörder gab es in unserem Dorf. Aber er hatte nicht gestanden. So war er zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilt worden, weil alle Indizien gegen ihn sprachen. Er hatte seine Geliebte umgebracht, wie sie seine ehrbaren Eltern besuchen wollte. Im Krieg war er aus dem Gefängnis entlassen worden. Nun, im Frühsommer 1945, wurde er unser Ortspolizist. Den Russen hatte er wohl erzählt, er sei ein Antifaschist.

Er kam zu uns und sagte: "Es gibt einen Erlass der Militäradministration, dass alle Waffen abzuliefern sind. Hast Du noch Waffen?" Ich hatte. Das Gewehr, das ich bei jenem kurzen militärischen Abenteuer Mitte April empfangen hatte, lag immer noch vergraben in einem Komposthaufen auf dem benachbarten Friedhof. Wir gruben es gemeinsam aus. Als wir ihn von dem alten Militärmantel, in den ich ihn gewickelt hatte, befreiten, zeigte sich der Karabiner 98 in seiner ganzen Pracht. Die fünfzig Schuss Munition waren auch noch dabei. Diese Abgabeaktion, initiiert durch jenen Mann, bewahrte mich vor einem Prozess wegen Waffenbesitz, der mir wohl später gemacht worden wäre und 15 Jahre Haft gebracht hätte. Vielleicht, dass man mich begnadigt hätte, wie andere auch.

Wenige Wochen später ließ mich der Bürgermeister, ein Grieche, der in unserem Dorf als Elektromonteur hängengeblieben war und eine Einheimische geheiratet hatte, in die alte Schule holen. Zuerst musste ich im 1. Stock Karteikarten sortieren, dann holten sie mich in das Erdgeschoss. In dem ehemaligen Klassenzimmer saßen mehrere sowjetische Offiziere herum. Einer von ihnen, eine kleine drahtige Erscheinung, redete mich an. Er sprach fließend deutsch, was meine Vermutung stützte, dass es sich um einen galizischen Juden handelte. Zuerst schüchterte er mich damit ein, dass er mir vorhielt, er wüsste von mir

alles. Ich wäre ein Hitlerjugend-Führer gewesen und am Ende des Krieges im besonderen Einsatz. Dann wurde er plötzlich freundlich und sagte, er gäbe mir jetzt den Decknamen "List". Ich solle mich in bestimmten Abständen auf der sowjetischen Kommandantur in Wurzen melden und mit niemanden darüber sprechen. Die Kommandantur war in unserer Oberschule für Jungen untergebracht. Bei den Gesprächen betrat ich jeweils eins der Klassenzimmer, in denen ich als Schüler in der Bank gesessen hatte, bis auch dieses Gebäude Lazarett werden sollte. Ich merkte sofort, worum es ging. Die Sowjets nahmen aus ihrer eigenen Partisanenerfahrung heraus an, dass wir uns als Werwölfe organisiert hätten und über das Kriegsende hinaus zusammenhielten. Ich sollte Namen nennen. Das tat ich nicht.

So wurde ich am **4. Oktober 1945** zum ersten Mal verhaftet. Ein Deutscher in Zivil, der sich martialisch gab und vor meinen Augen seine Pistole entscherte, holte mich aus dem Klassenzimmer heraus.

Die Oberschule hatte in einem Berufsschulgebäude gerade wieder eröffnet. In Wurzen ist die Polizei bis zum heutigen Tag in der romantischen Burg neben dem Dom untergebracht. Die Zelle Nummer 4 war nicht so romantisch. Ich fror in dem alten Gemäuer und merkte zum ersten Mal im Leben, dass der Besitz von langen Unterhosen und Filzpantoffeln sicher vorteilhaft ist. Ein Kapitän, den ich aus einem vorherigen Gespräch kannte, ließ mich zum Verhör holen. Neben ihm saß die schwarzhaarige, hochgewachsene Frau, die ihm dolmetschte, auch sie, wie andere, die ich noch kennen lernen sollte, mit der tätowierten KZ-Nummer am Unterarm. Der Offizier sagte mir, dass er mich noch einmal heraus lassen wolle. Er hoffe, in Zukunft Informationen von mir zu bekommen.

Die Dolmetscherin lächelte mir freundlich zu. Ich durfte gehen. Vor dem Tor zum Schulhof traf ich auf einen von uns, der gerade hineinging. Er und ein anderer sind nicht mit uns im Lager Mühlberg gewesen. Sie blieben draußen.

Am **9. Oktober 1945** war es dann soweit, dass sie mich endgültig holten. Der Ortspolizist besorgte das.

Am Hofort sagte mein Vater zu mir: "Gott befohlen." Im Gemeindebüro musste ich warten, bis mich die Russen übernahmen. Mit meinem Bruder konnte ich noch reden. Er brachte mir auf meine Bitte hin lange Unterhosen und die Filzpantoffeln. Es war schon dunkel, als mich die Soldaten auf einen kleinen, offenen Lieferwagen luden und nach Nerchau fuhren. Dort wurde ich im Keller der Sparkasse eingeschlossen. Am nächsten Tag lieferten sie mich im Grimmaer Gefängnis, der alten Wasserburg, in der das Amtsgericht untergebracht war, beim wachhabenden Sergeanten ab. Ich gab meine Uhr, meinen Gürtel, den Bleistift mit dem Notizblock ab und wurde in die Zelle 9 gebracht.

Zuerst waren wir drei. Ein älterer Deutscher, ein Ukrainer und ich waren zusammengespart. Der Deutsche wurde am nächsten Tag entlassen. Der Ukrainer, der gut deutsch sprach, sollte mich offensichtlich aushorchen. Er wurde dann auch noch herausgenommen, so dass ich für lange Tage in Einzelhaft saß. Bei den Verhören ging es sofort wieder um das Nennen von Namen. Da hatte ich es nun leichter. Bei den seltenen Gängen zum Abort oder auch zum Essenfassen, wenn die Posten zu faul waren, uns die Mahlzeiten auf die Zelle zu bringen, sah ich, wer schon verhaftet worden war. Ihre Namen kannte ich nun. Der Oberleutnant, der mich regelmäßig verhörte, durchschaute den Trick natürlich, blieb aber ruhig. Phlegmatisch ließ er von der Dolmetscherin immer wieder den selben Vorwurf, dass ich ein Werwolf sei, mir vorhalten. Schließlich kam das entscheidende Nachtverhör. Psychologisch war es gut vorbereitet. Wir wurden morgens kurz nach 4 Uhr geweckt, mussten dann die Pritschen hochklappen und durften bis 22 Uhr nicht schlafen. Das überwachte der Posten durch den Spion in der Zellentür. Wenn ich auf dem Hocker versuchte,

die Augen zuzumachen, riss er unvermutet die Tür auf und schrie mich an: "Warum du schlafen!" So war ich an diesem Abend auch kurz nach zehn fest eingeschlafen. Die grell von der Decke herab scheinende nackte Glühbirne störte mich nicht mehr. Ich war einfach zu müde. Aus diesem ersten Schlaf wurde ich brutal herausgerissen. Die harte Hand des Postens rüttelte mich wach. Er brachte mich ein Stockwerk höher in einen Raum, in dem ich mich auf einen Stuhl setzen musste, der im grellen Scheinwerferlicht stand. Nur mühsam erkannte ich neben dem Oberleutnant und einer anderen Dolmetscherin einen Kapitän, den ich noch nie gesehen hatte. Er führte in leidlichem Deutsch das Verhör, das an Brutalität alle bisherigen Verhöre übertraf bis dahin, dass er mich mit der Faust ins Gesicht schlug. Dabei wandte sich die Dolmetscherin angewidert ab. Das bekam ich bei aller Verstärkung mit. Ich weiß nicht, wie lange es dauerte, bis der Kapitän die Erfolglosigkeit des Unternehmens einsah. Ich hatte ja nichts, was ich ihm als Geständnis hätte anbieten können. Als ich in die Zelle zurückgebracht worden war, wusste ich, dass es ausgestanden war. Befreit atmete ich auf.

Am nächsten Morgen ließ mich der Oberleutnant holen und ich unterschrieb ein Protokoll, das ich nicht lesen konnte. Es war in Russisch abgefasst.

Ich wurde aus der Zelle in den ehemaligen Kartoffelkeller des Gefängnisses verlegt, wo ich von einem Dutzend anderer Häftlinge mit Hallo begrüßt wurde. Unter ihnen war der ehemalige Amtsgerichtsdirektor von Grimma, der in seinem eigenen Haus einsaß. Seine schöne Privatwohnung mit dem Blick auf die Mulde befand sich schräg über den Hof weg in dem Teil des Gebäudes, der dem Zellentrakt gegenüber lag. Ich hatte einmal mit dem Ukrainer in seinem verwüsteten Wohnzimmer aufräumen müssen. Aus dem Keller wurden wir schließlich nach ein oder zwei Tagen herausgeholt und auf den Lastwagen gebracht, der uns in das Internierungslager fuhr.

Hans-Jörg Weigel hatte nach Königswalde eingeladen. An diesem Sonnabend des Jahres 1993 stieg ich in der Scheune hinauf zum großen Raum, in dem vor langen Zeiten einmal das Getreide lagerte, ehe es im Winter gedroschen wurde. Ich kam an der unteren Durchfahrt vorbei und ich musste daran denken, wie ich 1980 an dieser Stelle auch Anfang Juli Maria Weigel begegnete. Mit hochrotem Kopf dirigierte sie das Heueinfahren. Der große Wagen wurde von Menschen gezogen. Weil Hante im Gefängnis war, halfen Maria Männer vom Vorbereitungskreis des Friedensseminars.

Oben saßen in großer Runde die Männer und Frauen, die gemeinsam die harten Jahre durchgestanden hatten und nun weiter zusammenhalten, weil die Hoffnung auf den großen Frieden weiter genährt und bewahrt werden will. Der Reihe nach gab ich ihnen die Hand und musste mich im Zaum halten, weil alternde Männer zu leicht vom Gefühl überwältigt werden. Gutes Essen stand auf den Tischen und brodelte auf dem Rost. Zu trinken gab es. Wir sprachen von jetzigen und früheren Zeiten. Hante erzählte von den Tagen der Haft. Er hatte den Mann wiedergetroffen, der ihn damals als Stasi-Beamter tage- und wochenlang verhört hatte. Hante sagte: "Es ist eine Gnade, wenn man nicht zum Verräter wird."

LAGERTORE

Wind, der den Regen vor sich her trieb, machte uns auf dem offenen Lastwagen zu schaffen, obwohl wir dicht gedrängt standen. Manchmal konnten sich einige von uns setzen. Der Nachbar hielt sich dann vorn über gebeugt an der Seitenwand der Ladefläche fest. In Grimma hatten uns die sowjetischen Soldaten aus den Gefängniszellen geholt und

auf das klapprige Fahrzeug steigen lassen. Die Ortschaften, durch die wir fahren, nahm ich kaum wahr, weil ich einen unerträglichen Druck auf meiner Blase spürte. In Riesa wird uns deutlich, dass unsere Fahrt nach dem Osten geht, über die behelfsmäßig hergerichtete Elbbrücke hinweg. Doch dann biegen wir nach Norden ab und halten bald in der weiten, öden Ebene auf einer Straße, die auf Baracken hinter Stacheldraht zuführt. Einer von uns weiß es, der Mann mit dem Glasauge, der Fleischer: "Das ist das Kriegsgefangenenlager Mühlberg." Vor den Holzbaracken liegen im lockeren Verbund geplünderte und halb zerstörte Flachbauten aus Stein, die ehemaligen Unterkünfte der Wachmannschaften.

Verschnutzte, graue Gestalten machen sich an ihnen zu schaffen, brechen mit primitiven Gerätschaften Ziegel heraus. Eine Kolonne in Fünferreihe umkreist von russischen Bewachern schleppt sich durch knöcheltiefen Matsch heran. Der verhangene Himmel, der keinen Sonnenstrahl durchlässt, tut sein übriges, dass uns der Anblick aufs Gemüt geht. Keiner sagt etwas. Die Gestalten nehmen Ziegel auf, unter jeden Arm einen, und schlurfen zurück. Uns beachten sie kaum. Auch dulden die Russen keinen Kontakt. Da entdeckte ich **Meister-Meppe**, einen Schulkameraden aus Wurzen. Pausbäckig läuft er zwischen anscheinend intakten Gebäuden direkt vor dem Lagertor hin und her. Ab und zu redet er mit herumstehenden Russen. Als er uns sieht, stutzt er. Trotz der Entfernung erkennt er wohl mich und noch einige andere. Er markiert den beschäftigten, schwer belasteten Mann, indem er mit gebücktem Rücken betont langsam läuft. Wir können sogar lachen, als wir das sehen. "Typisch Meister-Meppe!" sagt einer. Plötzlich müssen wir von dem Lastwagen herunter. "Dawei, dawei", treibt uns ein Russe in ein zur Hälfte abgebrochenes Gebäude. In dem Raum, in den wir gedrängt werden, steht ein Kanonenofen. Holz liegt herum. Einer, der Fleischer, versucht, es klar zu kriegen. Alex sagt: "Wo rohe Kräfte sinnlos walten..." Daraufhin geht der Fleischer beleidigt auf ihn los, will ihm eine herunterhauen. Die anderen Älteren halten ihn zurück. Ehe das Feuer mit Hilfe der Streichhölzer des russischen Bewachers richtig brennt, müssen wir wieder heraus.

Es ist schon dunkel, als wir durch das Lagertor in die Baracke 36a getrieben werden. Der hallenartige Raum wurde von einer Glühbirne mühsam erleuchtet. Die Deckenverkleidung fehlte, so dass die Binder unter dem nach beiden Seiten wenig geneigtem Dach zu sehen waren. Ringsum liefen Holzgalerien mit rohen Brettern in 80 cm und 2 Meter Höhe, auf denen, mit dem Kopf zur Wand und die Beine zur Raummitte hingestreckt, fast 250 Männer lagen, wenn die Nachtruhe befohlen wurde. Stroh gab es nicht. Da die meisten nur eine Decke besaßen, polsterte jeder sein Lager mit den Kleidungsstücken, die er zur Verfügung hatte. In der Mitte der Baracke war Platz. Dort stand, als wir kamen, gerade eine lange Schlange und empfing das Essen, einen halben Liter dünne Graupensuppe, in abenteuerliche Gefäße. Glücklicherweise war, wer ein altes Wehrmachtskochgeschirr hatte. Die meisten benutzten braune Blechbüchsen, die ursprünglich mit Entlausungsmittel gefüllt waren. An der einen Seite des langen Rechtecks waren roh gezimmerte Tische und Bänke aufgestellt, auf der anderen Seite an eine massive Esse ein flacher gemauerter Ofen angebaut worden.

Auf der unteren Pritsche wurde mir ein Schlafplatz zugewiesen, ungefähr fünfundvierzig Zentimeter breit. Neben mir schlief **Kiene-Büffel**², der dann am Heiligabend 1948 in Buchenwald gestorben ist, an Tuberkulose, wie die Jungen, die starben, fast alle.

Über der oberen Galerie war Platz auf den Barackensegmenten zwischen den vorspringenden Balken, die den Seitenteilen Halt gaben. Da hatte sich einer etwas einfallen las-

2 **Günther Kiene**, geboren 1929, † 10.12.1948 im Speziallager [Buchenwald](#) [Totenbuch Speziallager Buchenwald 1945 – 1950. Oktober 2003. S. 70]

sen, ein Maler. Mit schwarzer Farbe, die er sich organisiert hatte, zeichnete er mehr, als dass er malte, auf den hellen Untergrund Köpfe. Und er schrieb darunter, was oder besser, wen er meinte. Der Gelehrte, der Handwerker, Bauer, der Schüler und andere stand da. In die Zwischenfelder skizzierte er die Umrisse des bekannten Gerippes mit der Sense und dem Stundenglas. Nur einen Tod konnte er vollenden, da starb unter diesem Bild der erste von den Kameraden in der Baracke 36a. Laut wurde protestiert. Der Maler musste das Bild übermalen. Der Tod wurde damit nicht aufgehoben...

Zwanzig Jahre später - dieses Mal ist es Anfang Oktober - sitze ich mit anderen Pastoren der sächsischen Kirche im Nachtzug nach Warschau. In der polnischen Hauptstadt werden wir von den Lutheranern als erste offiziellen Gäste aus einer der Kirchen im Osten Deutschlands begrüßt. Die Westdeutschen haben die Trinitatiskirche wieder aufgebaut. Bischof Lilje war zur Einweihung da. Sein Besuch wird kritisch kommentiert. Wir sind wie sie, die Polen, arme Brüder, im Sozialismus beheimatet. Ich sage zu dem jungen Pastor, der uns die Sehenswürdigkeiten der Stadt zeigt: "Sie haben wenigstens den Gomulka, aber wir mit unserem Ulbricht!". Er darauf: "Auch der Gomulka ist ein Kommunist!"

Vor dem Chopin-Denkmal verstärkt sich der wehmütige Zug in seinem Gesicht: "So sind wir Polen, ziellos schweifend, endlos debattierend. Romantiker ohne feste Formen." Ich weiß plötzlich, wie wir Deutschen sind, und was wir an den Polen bewundern. Ganz anders als in der DDR ist in Warschau jede Frau individuell gekleidet. Und die Polen küssen auf dem Weg zum Kommunismus den Damen die Hand.

Dann stehen wir vor dem Denkmal am ehemaligen Ghetto, das durch Willy Brandt wenige Jahre später weltberühmt wird. Schon drängt sich Furchtbares in den Kopf, aber noch hat alles eine besondere Note, weil hier gekämpft wurde, nicht nur abgeschlachtet. Abends kommt Galizien im jiddischen Theater in den Blick. Leute aus dieser anderen Welt haben nach dem ersten Krieg mit Kaftanen bekleidet und mit Ringellöckchen behängt den Leipziger Brühl überschwemmt. Die kultivierten Pelzhändler, Ärzte und Advokaten der Messestadt hatten ihre Mühe mit diesen Leuten aus dem eigenen Gottesvolk.

Auch im jüdischen Restaurant, wo wir dann zu Abend essen, sind die Speisen wieder sündhaft teuer. Es gäbe keine gutbürgerlichen Lokale mit vernünftigen Preisen in Warschau, sagen die Polen, wenn wir aus der gemeinsamen Armut heraus, nicht in die für unsere Begriffe vornehmen Häuser wollen. Die Juden tanzen miteinander. Neumodisches Zeug spielt die Kapelle. Da ist Polen weltoffen. "Die Rolling Stones waren auch schon hier", sagt der polnische Bruder. Als wir zwischen Vorspeise und Hauptgericht interessiert auf die kleine Tanzfläche schauen, sagt er auch: "Sie bleiben ein Fremdkörper. Sehr viele Polen wollen nichts von ihnen wissen. Es ist schlimm."

Tage später fahren wir durch den Süden des Landes. Nach kalten Nächten wärmte uns in diesen Oktobertagen immer eine strahlende Sonne. War es wirklich der einzig trübe Tag auf dieser Reise? Ich habe es so in Erinnerung, saß Wolken über dem Lager hingen, als wir in Auschwitz vor dem Tor standen. Schon die Räume, in die das Gas hineinströmte, das die Menschen tötete, brachte uns zum Verstummen. Völlig fassungslos stehen wir dann in der Baracke, in der hinter einer Glaswand Spielzeug zu sehen ist, hoch aufgeschüttet, den jüdischen Kindern abgenommen von den SS-Leuten, ehe das Gas einströmte. Meterhoch liegt es da. Was hier in Auschwitz geschehen ist, übersteigt das Fassungsvermögen des ordnenden Verstehens. Es lässt sich nur erahnen, dass ein Volk vernichtet werden sollte, das von Urzeiten her das erste Volk Gottes ist. Es stand mit seinem in Jahrtausenden bewährten Schicksal im Wege, wo der Wahn Menschen beherrschte, am deutschen Wesen könne die Welt genesen. Die Lagertore von Mühlberg und Auschwitz lassen

sich nicht vergleichen.

GÖTZENBILDER

"Scholtz-Klinck", sagte unsere Mutter, als die Leute bei uns auftauchten. Scholtz-Klinck war die Reichsfrauenführerin und für uns Sammelbegriff für einen fanatischen Frauentyp, der mit Hilfe der Nationalsozialistischen Frauenschaft die starken evangelischen Frauenvereine kaputtmachen wollte.

Es war im vierten Kriegsjahr, als dieser Frau und ihren beiden Söhnen bei uns Wohnraum zugewiesen wurde. Die Familie kam aus dem vom deutschen Militär besetzten Gebiet im Osten. Sie war vor den heranrückenden sowjetischen Armeen geflohen. Der Mann war in der Ukraine geblieben, wo er, wie uns die Frau stolzgebläht erzählte, wichtige militärische Aufgaben zu erfüllen habe. Die Leute stammten aus Leipzig und es war eigentlich nicht recht einzusehen, warum sie nach ihrem opportunistischen Zug gen Osten nicht in diese Stadt zurückkehrten.

Wenn ich mich recht erinnere, lief die Wohnungsvergabe über den Ortsgruppenleiter der Staatspartei, den Schulleiter in unserem Dorf und ehemaligen Kantor. Seine Gefolgstreue gegenüber dem "Führer" vertrug sich nicht mehr mit dem Kirchendienst. Nun schlug ein anderer Lehrer die Orgel, der nicht in der Partei war. Sie hatten ihn in Ruhe gelassen, weil er Freimaurer gewesen war. Mit den beiden Jungs, die jetzt mit in unserem Haus wohnten, vertrugen wir uns gut, mein Bruder und ich. Der eine lief mit uns um die Wette, wenn wir als Fahrschüler die meist verspätet anlaufenden Züge erreichen wollten. Sie brachten uns zur Oberschule in der Stadt.

Sein Morgenkaffee fiel mit ab. Auf dem einzigen Elektrokoher des Hauses zeigte unsere Mutter von Reparatur zu Reparatur an den rotglühenden Drähten ihre Kunst.

Aber diese Frau! Wir fühlten uns laufend bespitzelt. Die sogenannten Feindsender konnten von uns nur gehört werden, wenn wir das Amtszimmer des im Krieg befindlichen Vaters als Puffer nutzten zwischen den Zimmern dieser Familie und dem Zimmer, in dem unser Radio stand. Denn die Feindsender - meistens der Engländer - wurden von uns von Anfang des Krieges an gehört. Das verbotene Radiohören war nicht das Einzige, was die Mutter nun in Auflehnung gegen den von der Partei proklamierten Willen des "Führers" tat. Zuerst war sie stolz darauf gewesen, Hitler bereits 1923 auf dem Deutschen Tag in Hof die Hand gegeben zu haben. Ohne je der Partei oder einer ihrer Organisationen anzugehören - die nationalsozialistische Frauenschaft hatte die Pfarrfrau hinausgeworfen - bezeichnete sie sich bis in die ersten Kriegsjahre hinein als Nationalsozialistin. Dazu stand sie nach 1945 wieder, als niemand dabei gewesen sein wollte...

Doch kehren wir in jenes Kriegsjahr zurück. An einem Morgen in den Sommerferien fiel uns plötzlich die Stille im Haus auf. In aller Frühe hatte sich die einquartierte Familie davon gemacht, ohne dass wir es gemerkt hatten. Voller Wut stürzte die Mutter durch die leeren Räume. Unser Eigentum, die Möbel und andere Einrichtungsgegenstände, waren noch da. Ansonsten war alles weg. An der Wand hing ein Hitlerbild. Es war eine der Aufnahmen aus den frühen Jahren vor 1933 mit der Faksimileunterschrift des "Führers". Auf dieses Bild im einfachen schwarzen Rahmen stürzte die Mutter zu. "Und du bist an allem schuld", rief sie, riss das Fenster auf und warf den Diktator mit solchem Schwung in den Hof hinunter, dass wir das Glas splintern hörten. Wir, mein Bruder und ich, standen zuerst erstarrt in der Tür des Zimmers. Dann stürzte ich die Treppe hinunter, holte mir Kehrichtschaufel und Handfeger, um auf dem Hof schnellstens Hitler zusammenzukehren.

Ängstlich blickte ich mich dabei um. Die Frau, die mit ihrem Kind vor den Bombenangriffen

aus Köln geflohen war und ehemalige Unterrichts- und Archivräume im Seitengebäude des Pfarrhofes bewohnte, hätte mich beobachten können. Ihre politische Einstellung war uns unbekannt. Was ich mit dem Müll getan habe, weiß ich nicht mehr. Das Bild habe ich verbrannt - nach dem Frühstück, das wir befreit lachend uns schmecken ließen, Marmeladenbrot mit Malzkaffee gab es.

Am ersten Morgen nach der Einlieferung ins Lager Mühlberg musste ich plötzlich an dieses Erlebnis denken. Es war Ende Oktober und müde bewegte sich die Arbeitskolonne in Fünferreihen auf der Lagerstraße dem einzigen Ausgang zu. Da sah ich zum ersten Mal die Bilder der großen bolschewistischen Führer. Übermannsgroß, grellbunt, wie die Russen es liebten, waren die Gestalten von Lenin und Stalin auf Pappe gemalt worden. Sie flankierten links und rechts das Lagertor. Die Hauptblickrichtung für jeden Gefangenen wurde von ihnen beherrscht. Mit scheppernden Schritten rückten wir vor, immer wieder aufgehalten vom falschen Zählen der Russen am Tor, das die Kolonne zum Stehen brachte. Je näher dabei die Bilder kamen, um so bedrohlicher wurden sie. Ich spürte, dass die Diktatoren mein Leben zerstören konnten. Es war auch kein Trost in mir in dieser Stunde, nur Angst und müde Ergebung. "Sie haben Dich im Griff", sagte ich mir. Ich schaute nicht mehr nach rechts und links auf die anderen verschmutzten, dahinschlurfenden Gestalten. Ich schaute nur noch auf die beiden Schreckensbilder und dann in mich hinein.

Am 31. Oktober 1989 war mir das alles Gegenwärtig, als ich in der übervollen Kapelle des Leipziger Diakonissenhauses predigte. Die Mitarbeiter des Krankenhauses waren in Scharen zum Kurzgottesdienst um die Mittagszeit gekommen. Zeichen einer bewegten Zeit. Ich sprach davon, dass Gott der Herr auch der Politik ist. Das Bild von der einstigen Wüstenwanderung des ersten Gottesvolkes bot sich an. Jahrzehntlang waren wir immer wieder in der Gefahr gewesen, Gott nicht Gott sein zu lassen. In den Herbsttagen des Jahres 1989 war vor aller Augen, dass die Macht der Götzen gebrochen war.

Mein Freund Christian Machholz aus Heidelberg, der uns gerade besuchte, fragte mich nach dem Gottesdienst, warum ich in dem nicht großen Raum so geschrien hätte. Es wollte wohl aus mir heraus. Aber diese Genugtuung, wenn man es so nennen will, machte uns nicht blind und taub. Es gab damals in der grauen Umgebung des Diakonissenhauses dort im Leipziger Westen eine einzige frisch abgeputzte Wand. Hell stach sie von den schmutzigen Häusern der Straße ab. Jemand mit einer Spritzdose hatte die Wand entdeckt. Es steht dort zu lesen: Alle Macht dem Geld?!

ALLER GEFANGENSCHAFT ENDE

Die Sonne schien mir ins Gesicht, als der Barackenälteste an meinem Fuß rüttelte. "Wartenberg, steh auf. Du sollst entlassen werden."

Ich lag auf der oberen Galerie, die rings die Baracke umzog, direkt unter einem Fenster und hatte gut geschlafen. Das war es also. Es war der ersehnte, erhoffte, nicht mehr für möglich gehaltene Augenblick. Es war das völlig Unerwartete, weil an diesem 10. Juli 1948 die Entlassung Tausender aus dem Internierungslagern erst begann.

Wie ich zum Tor hinaus gekommen bin, weiß ich nicht mehr. Die Erinnerung setzt erst wieder ein bei jenem unorganisierten Zusammensein mit vielen Gefangenen im sowjetischen Theater. Der russische Kommandant hatte es von den Internierten für sich und seine Leu-

te hauen lassen.

Offensichtlich waren in diesem Raum auch Filme gezeigt worden. An der Orchesterwanne hingen Plakate von "Wiener Blut" und "Frau meiner Träume". Die deutsche Filmherrlichkeit war also nicht mit dem deutschen Reich untergegangen, stellte ich fest.

Dann bekam ich einen Vordruck in die Hand, den ich selbst ausfüllen musste. Diese "Bescheinigung" besagte, dass ich aus dem Internierungslager entlassen und auf dem Heimweg sei. Unterschrieben hatte der Landespolizeichef. Es war der von Sachsen-Anhalt. Das musste ich ebenso wie meinen Namen, meine Heimatadresse und das Datum eintragen. Fast drei Jahre hatte ich nichts geschrieben und die primitive Stahlfeder, die ich in ein Tintenfäßchen tauchte, tat ein übriges. Es ist ein rechtes Gekrakel, was ich in meiner Aufregung zustande brachte.

Schließlich wurden wir mit einem Lastwagen nach Neuburxdorf auf den Bahnhof gebracht. Dort war der letzte Zug in Richtung Riesa weg. Mit noch einem Mitgefangenen aus meiner Gegend entschloss ich mich, nach Falkenberg zu fahren. Von dort aus kamen wir dann am späten Abend in Leipzig an. Das war ein großer Umweg, der aber wenigstens die Chance bot, am nächsten Tag - einem verkehrarmen Sonntag - in die Wurzener Gegend zu kommen. Die Nacht brachten wir auf der Bahnhofsmission zu. Die Flöhe fraßen uns nochmals fast auf, aber wir lagen wenigstens lang.

Mit einem Personenzug nach Dresden, der auf jeder Station hielt, kam ich endlich in meinem Heimatort an. Um die Eltern nicht zu erschrecken, ging ich zur Poststelle. Ich wollte anrufen, mich selbst ankündigen. Doch die Postfrau musste mich enttäuschen: "Ihre Eltern haben kein Telefon mehr. Es sind fast alle Anschlüsse im Dorf abgebaut worden." Später erfuhr ich, dass die Apparate nach Russland gebracht worden waren, auf dem Leipziger Hauptbahnhof mit Kohlengabeln in Güterwagen verladen.

Nun ging ich doch hinüber ins benachbarte Pfarrhaus. Der Gottesdienst sollte gerade beginnen. Der Vater und die Mutter waren schon in der Kirche. Der Bruder kam die Treppe herunter. Die Eltern, die von der Postfrau benachrichtigt worden waren, stürzten durch die Tür vom Friedhof her herein. Wir lagen uns in den Armen.

Dann ging ich über den Hof ins Waschhaus, das im Seitengebäude lag. Dort zog ich alle Sachen aus und badete in einer Zinkbadewanne. Fast passte mir meine Kleidung noch. Nur war sie etwas zu weit. "Das wird anders!", sagte die Mutter.

Am Abend tranken wir vier eine Flasche Wein, die der Vater aufbewahrt hatte. Es war die letzte vom Selbstgekelterten des Herbstes 1945. Ich erzählte bis in den Morgen hinein.

Die Heimkehr von Hans-Jörg Weigel aus dem Gefängnis hat Friedrich Schorlemmer in seiner Ansprache bei der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels am 10. Oktober 1993 in der Frankfurter Paulskirche erwähnt. Er sprach von dem Autoelektriker aus Königswalde, dem Ort des Friedensseminars, der eingesperrt worden war, wiederkam und weiter machte.

Die Verhaftung von Hans-Jörg Weigel - von uns allen Hante genannt - hatte ein Vorspiel. Anfang Mai ließ der Staatssicherheitsdienst eine perfekte Fälschung an einen Großteil der Teilnehmer des Friedensseminars hinausgehen. Auf ebenso schlechtem Papier und mit einem ebenso miesen Vervielfältigungsgerät gedruckt, wie wir es taten, kam die Mitteilung an die "Lieben Freunde" mit der Post. "Dass aus organisationstechnischen Gründen unser gemeinsames Frühjahrstreffen ausfallen muss." Es wurde weiter in dem Schreiben darüber informiert, dass sich "die Königswalder Kirche ... mitten im Umbau" befindet und

Hans-Jörg Weigel durch Krankheit genötigt, ... die Tage im Bett" verbringt. Das war alles frei erfunden und wurde nach weiteren vertröstenden Floskeln durch "Schalom. Euer gez. Hans-Jörg Weigel" mit perfekter Dreistigkeit beschlossen.

Am Sonnabend, dem 10.05.1980, kamen dann dennoch über 200 vorwiegend jüngere Leute nach Königswalde. Die Haupttagung begann 14:00 Uhr mit dem Vortrag von Günter Krusche "Was gehen uns die Menschenrechte an?" Nach dem gemeinsamen Kaffeetrinken in der Kirche wurde an allen möglichen Ecken und Enden um Kirche und Pfarrhaus herum in Gruppen diskutiert. Das Abendbrot vereinte die Teilnehmer wieder in der Kirche zum Plenum. Bei der sogenannten Abendveranstaltung wurden Grüße ausgerichtet und ausgetauscht, auch Organisatorisches wie Hilfsaktionen für die Familien der wegen Wehrdienstverweigerung Festgenommenen bekanntgegeben. An diesem Sonnabend trat dann ein Schriftsteller mit Namen Frank-Wolf Matthis auf, der schon sofort dadurch auffiel, dass er seine Lesung gegen die Verabredung beträchtlich ausdehnte. Die geplanten Orgelstücke zwischen den Gedichten kamen zu kurz. Der Inhalt des Vorgetragenen war weithin ohne Qualität. Politisch oppositionelle Stimmung sollte durch eine Sprache aus der Fäkalienkiste erzeugt werden. Auch Honecker wurde einbezogen. Aber das Ganze war nicht nur gefährlich, sondern auch gemessen am Niveau der Friedensseminare unwürdig. Es wurde Protest laut, den dann auch die Schlussandacht nicht in guter Weise einbinden konnte. Meine Frau, die mit mir von der Empore der Königswalder Kirche aus das Geschehen verfolgte, sagte: "Das lassen die sich nicht gefallen!" Zuerst sah es allerdings so aus, als ob "die" sich das gefallen lassen wollten.

Wir hatten wieder einmal Besuch aus Hameln. Vertreter der Partnergemeinden waren da. Patengerneinden durften wir sie nicht mehr nennen. Bei diesem Wort zogen die Parteifunktionäre, denen das Ganze nicht passte, besonders die Stirne kraus. Uns hielt das nicht ab, gute partnerschaftliche Beziehungen zwischen den Kirchenkreisen in West und Ost zu pflegen. Wir beiden damaligen Superintendenten von Hameln und Werdau sind miteinander befreundet. Am Sonntag, dem 18. Mai, abends saßen wir mit dem Superintendentenehepaar Lange aus Hameln beieinander, als Hans-Jörg Weigel zu unserer großen Freude auftauchte. Wir besprachen noch einmal die Ereignisse rund um das Friedensseminar am vergangenen Wochenende und meinten: "Nun kommt nichts mehr."

Zwei Tage später wurde Hans-Jörg Weigel verhaftet. Die Aktion ging von der Stasi des Bezirkes Karl-Marx-Stadt aus. Dorthin, nach Chemnitz, wurde er auch in die Haftanstalt gebracht. Nach dem Anruf, der mich in Kenntnis setzte, fuhr ich sofort nach Königswalde und ließ mir von der Hausdurchsuchung berichten. Mit Reinhold Mewes, dem Ortspfarrer, bat ich um einen Termin beim Präsidenten des Landeskirchenamtes, Dr. Domsch. Es traf sich gut, dass der Präsident und der Landesbischof, Dr. Hempel, am nächsten Tag zu einer Visitation in Karl-Marx-Stadt waren. Wir konnten dort mit ihnen sprechen. Nach unserer ausführlichen mündlichen Information bat der Präsident um einen schriftlichen Bericht, den ich am selben Tag mit Frau Weigel, Pfarrer Mewes und Pfarrer Bauer aus Werdau abfasste. Pfarrer Bauer hielt regelmäßig die Gottesdienste, die am Sonntag die Tagungen des Friedensseminars beendeten.

Für das Pfingstfest, das diese Woche beschloss, erging an alle Pfarrer, Pastorinnen und Vikare der evangelisch-lutherischen Landeskirche Sachsens eine Fürbittinformation, die im Rahmen der Fürbittabkündigungen wörtlich zu verlesen war. Darüber hinaus verfügten der Landesbischof und der Präsident im gleichen Schreiben, dass der Name Hans-Jörg Weigel in die Fürbittliste aufzunehmen sei.

Später hat mir dann Hante Weigel erzählt, dass er von Pfingsten an bei den Vernehm-

gen besser behandelt worden ist. Nach der Verhaftung hatte man ihm gesagt: "Sie werden es erleben: die Kirche lässt sie fallen."

Und dann kam im Hochsommer wieder ein Anruf: "Hans-Jörg Weigel ist daheim. Sie haben ihn entlassen." Ich fuhr nach Königswalde in die Bachstraße, auf den Hof mit dem alten Kopfsteinpflaster. Als ich die Haustür zum Wohnhaus öffnete, kam Hante die Treppe herunter mir entgegen. Wir lagen uns in den Armen.

Wann ist das? Aller Gefangenschaft Ende ...

WEIHNACHTEN

Wenn der Hunger unerträglich wird, wird im Organismus eine bestimmte Grenze überschritten. Das akute Spüren des leeren Magens lässt nach. Sicher ist es nun ein Unterschied, ob ein Mensch eine regelmäßige, aber völlig unzureichende Ernährung hat, oder ob er gleichsam in einem Wechselbad lebt zwischen Tagen, an denen er überhaupt nichts zu essen bekommt und solchen, wo er wieder einmal richtig satt wird. Beides war ja in der Hungerzeit nach dem Krieg in Deutschland möglich.

Wir praktizierten die zuerst geschilderte Art des Hungerns. Dabei wurde es für uns in den Internierungslagern ab Herbst 1946 besonders kritisch. Bis dahin hatten wir die gleichen Rationen bekommen, wie die Gefangenen der Russen überall, wenn sie nicht arbeiteten: 600 g [nasses] Brot, etwas Zucker, mittags einen dreiviertel Liter Suppe und abends einen halben. Das wäre sicher eine erträgliche Verpflegung gewesen, wenn nicht der Inhalt der Suppe auf Grund der Korruption im Lager so stark zum Wasser hin tendiert hätte. Selbstverständlich gab es in der sogenannten Führungsschicht im Lager genug Leute, die statt Suppe Brei mit einem ordentlichen Stück Fleisch dazu aßen. Wir magerten ab. Und da kam die Reduzierung der Brotration auf die Hälfte. Das, was wir beim Essen mit Recht als das Reellste ansahen, wurde halbiert.

Die Folgen blieben nicht aus. Ich erinnere mich an einen Novembertag, an dem wir uns flüsternd erzählten, dass am Morgen 46 Leichen über die Lagerstraße zum Tor hinaus geschafft worden waren. Heute weiß ich, dass dies noch nicht einmal der traurige Tagesrekord war.

Wir Jungen in der Baracke 36a hatten uns vorgenommen, dennoch richtig Weihnachten zu feiern. Von der Brotration sparten wir selbst wochenlang jeden Tag ein Sechstel. Der Fourrier hob es für uns auf, indem er es immer wieder gegen frisches Brot austauschte und sicher verwahrte. Das war möglich, denn Kameradendiebstahl war ganz selten. Am heiligen Abend hielt dann jeder von uns eineinhalb gut durchgebackenes Brot in den Händen. Der Fourrier hatte darauf geachtet, dass wir kein schlifgebackenes bekamen. Einer von uns hatte ein paar Zweige besorgt, die von einer ins Lager gebrachten Fichte abgeknickt waren. Aus ihnen formte ich eine Art Adventskranz. Auch war es einem anderen gelungen, Kerzenstummel zu finden, aus denen wir eine kleine neue Kerze gossen, die wir in die Mitte des Adventskranzes stellten. Das Ganze fand seinen Platz auf einem roh gezimmer-ten Tisch, der tatsächlich mit einem weißen Tuch bedeckt war. Es war ein Stück von einem Bettlaken, das einer durch die bewegten Zeitläufe gerettet hatte. Bei Razzien in den Gefängnissen und später auch im Lager wurde die eigene Bettwäsche, von daheim mitgebracht, weggenommen, manchmal mit der leider nur selten stichhaltigen Bemerkung, sie werde für die Kranken gebraucht.

Nun saßen wir, ein reichliches Dutzend 16- bis 18-jährige, mit **Schlums** um den gedeckten Tisch. Schlums hatten wir zu uns in die Baracke holen können. Er war Lehrer von Beruf. Wesentlich älter als wir war er als Singwart bei allen größeren Veranstaltungen unseres

Bannes Grimma der Hitlerjugend dabei gewesen. Wir mochten diesen aus der Jugendbewegung der [19]zwanziger Jahre kommenden Idealisten. Ich habe ihn nur dann überhaupt nicht mehr verstanden, als ich ihm am 20. April 1948 zufällig begegnete, und er an diesem Tag des "Führers" trauernd gedachte.

Nachdem wir miteinander gegessen hatten und einmal wirklich satt waren, kam der unvermeidliche Zählappell und die Suppe, in der nur wenige Graupen mehr als sonst schwammen, wurde ausgegeben. Danach gab ich dem Barackenältesten, einem ehemaligen Bannführer der Hitlerjugend, mein Neues Testament. Kurz vor Weihnachten 1945 war es meinem Vater gelungen, es mir auf Schleichwegen zukommen zu lassen. Da es streng verboten war, Gedrucktes, ja auch nur Papier zu besitzen, hielt ich es immer sorgfältig versteckt. 1947 bin ich es bei einer Razzia dann doch los geworden. Das dünne Papier ist sicher zum Zigarettendrehen verwandt worden.

An diesem Weihnachtsabend las unser Barackenältester aus jenem Neuen Testament die Geschichte der Christgeburt nach dem Lukasevangelium vor. Danach betete er einen der Psalmen, die in dem Büchlein dem Neuen Testament angefügt waren. Das Vaterunser beteten wir gemeinsam und sangen "Stille Nacht, heilige Nacht ... ". Mit dem "Oh, du fröhliche ... " wollte es nicht klappen, weil zu viele der Älteren einen Kloß im Hals und Tränen in den Augen hatten. Aber sie waren uns Jungen nicht mehr böse wie am Nachmittag, wo es viele laute Stimmen gegeben hatte, wir sollten sie nicht an das Fest erinnern.

Im Nachhinein will es meine Erinnerung kaum fassen, dass es nur fünf Jahre danach war, als ich wieder ein besonderes Weihnachten erlebte. Ich studierte an der kirchlichen Hochschule in Neuendettelsau Theologie. Im Spätsommer war auch mein Bruder nach dem Westen gekommen, weil er den politischen Druck an der Universität Leipzig nicht mehr ertragen konnte. Er studierte nun in Erlangen Chemie und wohnte in einer nicht heizbaren Kammer über einer Kneipe, die schon lange dem Abrissbagger zum Opfer gefallen ist.

Unsere Eltern hatten Ende November, am Totensonntag, Silberhochzeit gehabt und es tatsächlich geschafft, für uns beide aus diesem Anlass Aufenthaltsgenehmigungen für den Kreis Grimma zu erhalten. Mit beträchtlichen Angstgefühlen, weil mein Bruder erst im selben Jahr die Heimat verlassen hatte, fuhren wir von West nach Ost. Es ging alles gut, und wir konnten nach guten Tagen daheim wieder an unsere Studienorte zurückkehren. Für Weihnachten allerdings gab es nun keine Aufenthaltsgenehmigungen.

Ich wollte deshalb mit meinem Bruder das Christfest in Neuendettelsau verbringen. Freie Schlafplätze gab es da über die Feiertage genug. Die Hausmutter, die Diakonisse Wilhelmine Rommel, war einverstanden. Doch Mitte Dezember wurde ich zum Rektor Georg Merz bestellt, der mir eröffnete, dass ich das Fest bei einer Familie in Aschaffenburg verbringen könnte. Ein Ehepaar Vordemfelde habe sich an ihn gewandt, damit er ihm zwei Studenten aus dem Osten vermittelte, die Weihnachten nicht nach Hause könnten. Ich sei nun der Einzige von jenseits der Zonengrenze, der nicht heimführe. Aber er habe noch einen aus dem Westen, der wegen misslicher Familienverhältnisse hier im Ort bleiben wolle. Den habe er mit mir zusammen genannt. Ich meldete starke Bedenken an und berichtete ausführlich von den Lebensumständen meines Bruders. Darauf ging der Rektor nur flüchtig ein und brachte mich dann doch zu einer Zusage. Am Bahnhof in Aschaffenburg holte uns beide aus Neuendettelsau ein rüstiger alter Herr mir einem Mercedes ab.

Es war der Kommerzienrat Vordemfelde, Kleiderfabrikant und seit Jahrzehnten Schatzmeister des Christlichen Vereins Junger Männer. Sofort bei einer Tasse Tee brachte Frau Vordemfelde die Rede auf meinen Bruder. Offensichtlich war sie durch Rektor Merz über unsere Situation informiert worden. Ich blockte ab, aber am nächsten Morgen sprach sie wieder davon, ob man meinen Bruder nicht noch holen könne. Ich ging nun darauf ein und

telefonierte nach Erlangen. Wir drei jungen Männer kamen uns in dem gut temperierten Gästezimmer und unter der Fürsorge von Frau Vordemfelde vor wie im Paradies.

Am Heiligen Abend erzählte uns das Ehepaar, dass es drei seiner vier Kinder an diesem Fest ausdrücklich gebeten hatte, eigene Wege zu gehen. Besonders aber dachten die beiden an ihren Jüngsten. Kurz vor Kriegsende war er vor den Toren Stadt Aschaffenburg gefallen, und die Eltern hatten Jahre hindurch nichts davon gewusst. Der Schmerz hatte nun einen Ort. Mein Bruder schenkte mir an diesem Abend ein kaum handtellergroßes Büchlein mit Dostojewski-Worten. Auf der Umschlaginnenseite steht: Zum ersten Weihnachten in Freiheit und Fremde.

SOWJETISCHE OFFIZIERE

Wir sagten: die Russen! Einmal hatte mich im Mai 1945 ein Unterleutnant scharf zurecht gewiesen: "Wir sind keine Russen. Wir sind Sowjets!" Es war der, der uns rettete, als einfache Soldaten mit der Pistole in der Hand das ganze Haus nach der Batterie für unser Auto durchsuchten. Wir von unserer Familie konnten mit seiner Hilfe der Soldadeska klar machen, dass wir die Batterie zu Kriegsbeginn hatten abgeben müssen.

Sicher: sie hatten Armenier dabei, bei ihrer Armee, andere Kaukasier, viele Tataren und alle die Asiaten und Sibiriaken aus diesem weiten Land bis hin nach Wladiwostok. Aber beherrscht wurde diese Armee selbstverständlich von den Russen. Ein Tunguse umkreiste unser Arbeitskommando in Mühlberg, als wir an einem sonnigen Wintertag wieder Steine von draußen in das Lager herein holten. Seine Gestalt war ohne Fehl. Vom Käppi bis zu den Halbstiefeln hin steckte er in einer gepflegten Uniform. Mit Bewegungen wie ein sibirischer Panther sprang er auf Mauerreste, dabei das Gewehr locker in der Hand haltend. Der Offizier, der ihn inspizierte, war ein Russe.

Ein russischer Major kam 1948 im späten Frühjahr ins Lager. Kurze Zeit vorher war ich in eine Baracke verlegt worden, von der gesagt wurde, sie gehöre zur Quarantäne. Quarantäne für die Entlassung! Wir glaubten es nur nicht. Zu oft hatten uns sogenannte Latrinengerüchte, die auf der Latrine weiter erzählt wurden, in schwarze Löcher der Enttäuschung fallen lassen. Durch die Verlegung hatte ich meine Arbeit in der Schälküche eingebüßt. Das bedeutete, dass nun wieder die Langeweile regierte und vor allem auch eine warme Extramahlzeit während der Schicht wegfiel.

Mit einem Gleichaltrigen, dem es ebenso ging wie mir, sprach ich den Major an. In fließendem Deutsch fragte er, was er für uns tun könne. Wir sagten ihm, dass wir wieder arbeiten wollten. Kartoffeln schälen. Darauf erwiderte er: "Was wollt ihr noch einmal arbeiten?! Ihr werdet doch bald entlassen!" Wir antworteten ihm: "Das glauben wir nicht. Wir sind sooft belogen worden. Wir wollen Arbeit." Er hörte sich das lächelnd an und verschaffte uns tatsächlich wieder einen Arbeitsplatz, nachdem er sich unsere Namen notiert hatte. Andere Häftlinge, die sich heraus drängten, hörte er nicht lächelnd an. Er wurde ernst. Sie fragten ihn, ob sie nach der Entlassung die Denunzianten zur Verantwortung ziehen könnten, die sie ins Lager gebracht hätten. Wir beiden Jüngeren, im totalitären System herangewachsen, dachten: jetzt wird er explodieren! Wir meinten, dass es unmöglich sei, solche Fragen, wo auch immer, denen zu stellen, die die Macht hatten. Aber er blieb weiter ruhig und freundlich und antwortete, wie freundliche Russen immer auf unangenehme Fragen zu antworten pflegen: "Ich weiß nicht!"

Hierher gehört auch die Geschichte vom Gospodin Goffmann, die wir Jungen uns gern erzählten. **Hoffmann** war mit dem Torgauer Transport gekommen und löste eines Tages

den unwürdigen **Haller** als Lagerleiter in Mühlberg ab. Goffmann, wie die Russen seinen Namen aussprachen, war Balte und konnte russisch sprechen, wenn er wollte, fließend. Eines Tages würde er zum Lagerkommandanten bestellt. Der Russe saß ihm mit brennender Zigarette, der Papyros, gegenüber. Er sagte: "Warum Du nicht rauchen, Goffmann!" Hoffmann, ein langer, hagerer Mann, der gern rauchte, sagte: "Ich habe nichts!" Daraufhin fasste der Kommandant in seine Seitentasche, holte mit spitzen Fingern ein wenig Machorka, geschnittene Tabakstengel, hervor und gab ihn Hoffmann in die hohle Hand, indem er ihm gleichzeitig mit der Linken Zeitungspapier zum Zigarettendrehen zuschob. Hoffmann hob die Hand langsam empor, ließ die Finger sinken, bis sie flach war und pustete die Machorkaresten in den Raum: "Staub rauche ich nicht!" Verblüfft schaute ihn der Russe an. Dann lachte er laut auf, holte aus seinem Schreibtisch eine neue Schachtel Zigaretten hervor und warf sie mit einer Schachtel Streichhölzer zu Hoffmann hinüber. Der steckte sich daraufhin in Ruhe eine Zigarette an und ließ beide Schachteln in seiner Hosentasche verschwinden. Das anschließende Gespräch wurde sachlich und ruhig geführt.

Fast 20 Jahre später meldeten sich zwei sowjetische Offiziere bei meinem Vater, der gerade in den Ruhestand gegangen war, zum Gespräch an. Sie sagten, dass sie ihn, den evangelischen Pfarrer, gern um Rat fragen würden. Der eine der beiden schrieb gerade ein Drehbuch für einen russischen Fernsehfilm, der auch in Deutschland handeln sollte. Er wollte in Detailfragen, die das kirchliche Leben in unserem Lande betrafen, beraten werden. Mein Vater wünschte, dass meine Frau und ich bei dem Gespräch dabei sein sollten. So machten wir uns mit unseren Kindern an einem Nachmittag in den Sommerferien auf. Zuerst mit der Bahn und dann auf den mitgenommenen Rädern fuhren wir in das kleine Dorf am Rande des Wermsdorfer Forstes.

Nicht lange nach unserer Ankunft saßen wir, meine Eltern, meine Frau und ich und die beiden Russen, die in Zivil gekommen waren, um den Tisch im großen Zimmer des alten Hauses. Die Russen waren ein wenig verschnupft, weil mein Vater ihnen bei der Terminabsprache sagte, ich wäre der Meinung, das Gespräch würde lange dauern, weil das bei Russen so wäre. Sie sprachen das an und ich entschuldigte mich für meine Flapsigkeit. Wir lachten alle und es ging los. Das Fernsehspiel hatte den Arbeitstitel "Die sibirische Geige" und versprach nach unserer deutschen - natürlich zurückgehaltenen - Meinung ein rechter Schmachtfetzen zu werden. Ein weiter Bogen wurde gespannt von Oberbayern, wo ein Russe in deutscher Gefangenschaft bei einem Geigenmacher arbeitete, bis hin nach Sibirien, von dessen Vorzügen die Russen uns schwer überzeugen konnten. Wir dachten an Gefangenschaft, sie an wunderbare Landschaften.

Für Oberbayern wurden wir nach kirchlichen Bräuchen gefragt, die wir Evangelischen natürlich nur von außen her kannten. Mit unseren Auskünften werden wir die Russen wohl öfters enttäuscht haben.

Der für uns interessanteste Teil des Gesprächs war der Nachspann. Wir Deutschen ließen keinen Zweifel daran, wie wir unter der Teilung unseres Vaterlandes litten. Die beiden kamen von den Nordhängen des Kaukasus, gaben aber zu erkennen, was ihnen die heilige russische Erde bedeutete.

Ich sagte schließlich: "Stellen Sie sich vor, wenn mitten durch Mütterchen Russland, ja mitten durch Moskau eine Grenze mit Stacheldraht oder eine Mauer gezogen worden wäre?" Sie konnten auch das hören, weil wir hatten erkennen lassen, wie wir zu den Gräueln des letzten Krieges standen. Sie sagten: "Kommt Zeit, kommt Rat!"

DIE SIEGER DER GESCHICHTE

Das stand oft in der Zeitung zu lesen. Die Kinder in den Schulen der DDR bekamen es vorgesetzt und eingeschärft: Die Sowjetmenschen, besonders die Soldaten, sind die Sieger der Geschichte.

Einmal, ehe dieses Sprüchlein aufkam, dachte ich auch: Sieger! Das war kurz nach der Kapitulation Deutschlands in den ersten Maitagen 1945. Ich stand am Straßenrand, als eine russische Militäreinheit durch unser Dorf hin zum großen Platz mit seinem Ehrenmal für die Gefallenen des ersten Weltkrieges marschierte. Vor dem Gasthof nahm der Kommandant die Parade ab. Der Gleichschritt der Kolonne war holprig, wurde aber immer wieder durch das Lied, das sie sangen, reguliert. Immer wieder deshalb, weil die Masse der Soldaten in regelmäßigen Abständen mit dem Gesang aussetzten. Dann war der Vorsänger dran. Vor dem ersten Marschblock war das ein wendiger, kleiner Unterleutnant. Er tänzelte mehr, als das er marschierte. Meist sind die Russen Bässe, wie alle Welt weiß. Er aber sang mit einer ausdrucksstarken Tenorstimme. Hell jubelnd besang er den Sieg und dunkel dröhnend fielen seine Kameraden ein, wenn sein Solo beendet war.

Was war davon geblieben, wenn wir in den 1960iger Jahren in Riesa an dem Bretterzaun entlang der den großen Kasernenkomplex umgab einen Sonntagsspaziergang machten? Hoch über uns die Köpfe der russischen Soldaten, die keinen Ausgang in die Stadt bekamen. Manche saßen auf überhängenden Ästen der Bäume am Grundstücksrand. "Uhri, Uhri!" So versuchten sie uns billige Uhren zu verkaufen, um dann mit dem erlösten Geld auf Schleichwegen an Schnaps zu kommen.

Meine Frau sah unsere Söhne an und sagte: "Wie dankbar können wir sein, dass ihr nicht am Ural Wache schieben müsst."

Als dann 1968 der Einmarsch in die Tschechoslowakei kam, litten wir im Denken an unsere tschechischen Freunde mit und sagten jedem, der es hören wollte oder auch nicht, was wir von diesem schrecklichen Machtmissbrauch hielten. Nicht weit von unserem Haus entfernt war eine Kreuzung, auf der sowjetische Panzerverbände, die über die Elbe und durch die Stadt gefahren waren, nach Süden einschwenkten. Es war davon die Rede, dass sie aus Leningrad kämen und in die Nähe von Großenhain mit Transportern eingeflogen worden seien. Damit sie die Kurve bekamen, war an der Kreuzung ein sowjetischer Soldat postiert worden, der jeweils den richtigen Weg zeigte, wenn neue Fahrzeuge kamen. Wir beobachteten, dass er den ganzen Tag in der brütenden Hitze stand, ohne zu essen oder zu trinken. Dafür sorgte keiner. Gegen Abend schickte meine Frau unsere neunjährige Tochter hinüber und ließ ihm etwas bringen, das seinen Hunger und Durst stillte.

Unsere Nachbarn, der sowjetische Magazinverwalter und seine Frau, waren offenbar nicht auf so eine Idee gekommen. Unser Umgang mit den Erwachsenen dieser russischen Familie beschränkte sich auf den freundlichen Gruß über den Gartenzaun. Aber der Zaun hatte ein Loch. Das ermöglichte, dass Tanja, die Tochter des Magazinverwalters, und Katharina, unsere Tochter, miteinander spielen konnten, "Katharina komm", rief Tanja mit hartem Akzent, und Katharina sprang eilig die Treppe hinunter. Einmal kam Katharina mit Tanja und noch einer kleinen Russin in unsere Wohnung in den ersten Stock hinauf. Meine Frau bot den Kindern frische Kirschen an. Die Russinnen lehnten zuerst strikt ab. Als sie dann Katharina essen sahen, langten sie kräftig zu, bis keine Kirsche mehr da war.

Die große Trinitatiskirche liegt dem Pfarrhaus, in dem wir wohnten, gegenüber. Sie umgibt ein damals verwildertes Parkgelände, das an zwei Seiten unmittelbar vom sogenannten "Russenzaun", den hohen Bretterwänden, begrenzt wurde. Manchmal kam da schon

nachts einer herüber. Hinter dem struppigen Gebüsch wurde Benzin und anderes verhöckert, An einem Silvestertag Anfang der 1970iger Jahre hatte es auch ein einfacher Soldat geschafft. Es ist im Nachhinein nicht mehr auszumachen, ob er den Alkohol für seinen Rausch schon vorher erstanden hatte und dann umnebelt wie er war, den Weg in die Freiheit suchte. Oder ob er mit deutschem Geld, das er sich beschafft hatte, im nahe gelegenen HO-Laden Wodka kaufte, der ihn dann die Welt um ihn her vergessen ließ.

Er suchte eine offene Tür und fand sie am Hintereingang der Kirche. Er suchte Wärme und fand sie im großen Heizungskeller unter der angebauten Kapelle. Dort legte er sich auf die Eisenplattform über den Kesseln und schlief. Vielleicht träumte er von einem großen, gemauerten Ofen, auf dem er zu Hause geschlafen hatte.

Wir wussten davon nichts, als wir um Mitternacht in einem kurzen Gottesdienst das neue Jahr begrüßten. Meine Frau und ich saßen dann noch bei Apfelwein mit guten Freunden zusammen, ehe wir spät in der Nacht zu Bett gingen. Kurz nach 6 Uhr weckte uns das Telephon. Über den Hausanschluss teilte uns der Mann der Kirchnerin mit, dass ein Russe in der Kirche sei. Er hätte ihn plötzlich über den Kesseln liegen sehen und sei sehr erschrocken, als er das Feuer neu entfachen wollte, damit die Kirche wieder warm würde. Geklingelt hätte er schon öfter, aber wir hätten nicht gehört. Nun sei ihm das Telephon eingefallen. Aber seine Frau und er hätten bereits gehandelt. Die Polizei sei von ihnen bestellt worden.

Ich zog mich sofort an und lief eilig zur Kirche hinüber. Mit mir gleichzeitig war die sowjetische Militärpolizei zur Stelle. Die deutschen Volkspolizisten standen wie ich daneben, als die Russen mit Gummiknüppeln ihren Kameraden zusammenschlugen und dann in einen Jeep hinein prügelten. Ich sah auf den roten Stern am Auto, als sie davonfuhren.

WORTMELDUNGEN

Die Kirche meldete sich oft zu Wort, wenn in den 1950iger Jahren in der DDR Bedrückendes geschah. Die staatlichen Behörden versuchten immer wieder auf Anordnung der Partei und des Staatssicherheitsdienstes diese Kanzelabkündigungen zu verhindern.

Da saß also eines Sonntagmorgens eine Frau bei mir im Arbeitszimmer, die sich als stellvertretende Vorsitzende des Rates des Kreises Döbeln, Abteilung Inneres, vorgestellt hatte. Vom Fenster aus hatte ich beobachtet, wie sie ankam. Durch unser Dorf fuhr so selten ein Auto, dass man zumeist auf das Motorengeräusch vor dem Haus mit Neugier reagierte. Das kotbespritzte Fahrzeug, das im Schlamm der Dorfstraße stand, wurde sofort von den Konfirmanden, denen der Kirchgang verordnet war, bewundert.

Ich sah sie an und dachte: So unsympathisch siehst du doch gar nicht aus, Mädchen, dass du das nötig hättest! Diese Art von Politik! Jahrzehnte später hat mich eine menschlich redende und handelnde Staatsanwältin, die aus einer astreinen Kommunistenfamilie stammte und wohl auch wegen ihres Alters die Parteilinie meinte vernachlässigen zu können, an diese damals junge Frau erinnert. Ihre erste Frage, ob ich das Schriftstück mit der Kanzelabkündigung bekommen hätte, bejahte ich und sagte ihr selbstverständlich nicht, dass dies immer klappte, weil wir einen zuverlässigen Kurierdienst bis hin in das letzte Dorf hatten. Ungefragt erklärte ich, sofort weiter redend, dass ich das, was meine Kirche bekanntmachen wollte, selbstverständlich im Gottesdienst verlesen würde. Sie gab sich nun redlich Mühe, mich zu einer Sinnesänderung zu bewegen. Ich gab dem Gespräch schließlich die Wendung nach einem Ende zu, indem ich ihr klar machte, dass ein Pfarrer kurz vor dem Gottesdienst noch anderes zu tun habe, als sich mit Behördenangestellten zu unterhalten.

An einem anderen Sonntag in diesen späten 1950iger Jahren war eine zahlenmäßig kleine, fröstelnde Gemeinde zum Gottesdienst in der Mochauer Kirche versammelt. Die Straßen mit ihrem Herstdreck von den Rübenäckern her hatten nicht gerade dazu eingeladen, sich zum Kirchdorf hin auf den Weg zu machen. Die beiden Emporen waren leer. Da saß kein Mensch. Nach dem ersten Lied und der Eingangsliturgie stand ich am Pult und las die Epistel, als plötzlich ein lautes Heulen uns alle störte. Jeder Kundige wusste, dass jetzt der Orgelmotor zu hören war, weil jemand auf der zweiten Empore die Tür vom Turm her geöffnet hatte. Das Geräusch verklang und zwei Köpfe tauchten auf, die von ganz oben auf uns herab sahen. Sofort machten mich die Gemeindeglieder auf die Spitzel aufmerksam, indem sie fast rhythmisch exakt den Kopf zuerst zu den beiden da oben hin drehten und mir anschließend sehr betont zunickten. Ich nickte ebenso betont zurück und verdrehte dabei die Augen. Der neue Buchhalter der Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft, der aus der Bundesrepublik zugezogen war, weil er im Westen, wie die Leute sicher mit Recht ihm nachredeten, Unterschlagungen begangen hatte, wurde von uns sofort erkannt. Der andere war im Dorf geboren, als kleiner Nazi in dasselbe Mühlberger Lager gekommen, in dem auch ich gesessen hatte. Nun suchte er Anschluss an die neue Staatspartei. Er war schon unter den Braunen aus der Kirche ausgetreten.

Auf das Geschehen hatte mich am Sonnabend spät in der Nacht der Besuch unseres Ortspolizisten vorbereitet. Einer rüttelte an der Seitentür des Pfarrhauses, bis schließlich alle Dorfhunde anfangen zu bellen. Ich lief schnell die Treppe hinunter und öffnete. Da stand er in Zivil, der ehemalige aktive Soldat der Naziwehrmacht und nunmehrige Volkspolizist. Wahrhaftig, er zitterte. Unter keinen Umständen wollte er mit ins Haus kommen. Er habe die Anweisung, mich zu fragen, ob ich die Kanzelabkündigung verlesen würde. Seine Aufgeregtheit machte mich ruhig. Ich sagte: "Sie wissen es doch. Ich habe immer verlesen."

Es kam der 3. August 1961. Anfang September wurden die Pfarrer der Gemeinden, die im Kreis Döbeln lagen, vom Vorsitzenden des Rates des Kreises zu einem Gespräch eingeladen. Wir versammelten uns im Pfarrhaus an der Nikolaikirche in der Kreisstadt zu einem Vorgespräch. Das Rätseln über die kommenden Dinge war groß unter uns. Unser Senior, Pfarrer Bodenstein, erster Pfarrer zu Döbeln und Konventsvorsitzender, meinte: "Es kann sein, dass wir ein wenig Luft bekommen im Innern, weil nach außen hin dicht gemacht worden ist." Unser Superintendent Haan war ganz anderer Meinung. "Wer weiß, was sie nun mit uns von der Kirche alles machen. Sehen Sie doch auf die Sowjetunion, den großen Bruder. Vorbild immer wieder!" Besonders wir jungen Pfarrer wurden von ihm ermahnt, die Darlegungen der staatlichen Vertreter zu schlucken und ohne Widerrede über uns ergehen zu lassen. Pfarrer Gerhard Schiel aus Großweitzschen kam, als wir uns bereits gemeinsam auf den Weg machten. In dem Dienstgebäude des Kreisrates gab es einen großen Raum, in dem wir einer Reihen von Funktionären gegenüber saßen. Nach der Begrüßung wurde uns vom Vorsitzenden des Rates des Kreises Döbeln klargemacht, wie gefährlich die internationale Lage sei. Entschlossenes Handeln der DDR durch die Regierung sei notwendig gewesen. Der Bau des antifaschistischen Schutzwalles habe den Weltfrieden gerettet. Sofort nach dem Ende dieser Darlegung sprang Pfarrer Schiel auf und rief laut: "Wer ist wirklich für den Frieden? Wer Mauern baut oder wer Mauern abreißt?"

MENSCHLICHKEIT

Einen Steinwurf weit entfernt wohnte er, der Vorsitzende des Rates des Kreises Riesa. Ein Wortungetüm, das uns amüsierte. Er, der Genosse Weitz, war kein Mann für das Amüsement. Verbissen blickte er in eine Welt, der er meinte, endlich in diesen 1960iger Jahren

den Sozialismus zu bringen, wenn es denn sein müsste, mit Gewalt. Anders seine Nachbarin, die Wustlichen, die sich selbst mit ihren 80 Jahren als eine Art Nachkriegswunder bezeichnete. Mit großer Vitalität und immer gut gelaunt blickte sie so in die sozialistische Welt, dass sie immer die Kapitalisten im Kopf hatte. Bedeckt wurde der Kopf von einer modischen Perücke, die ihre Enkelin ihr geschenkt hatte.

Diese Enkelin war ihr ein und alles. Sie wohnte nach einer spektakulären Flucht im Westen. Wenn Frau Wustlich sie als Rentnerin besuchen wollte, gab sie bei der Volkspolizei die Adresse einer anderen Verwandten im Westen als Reiseziel an.

Nun war Frau Wustlich doch gestorben, und ich hatte sie zu beerdigen. In den Gesprächen mit den Trauernden hatte sich herausgestellt, dass ihrer Enkelin die Einreise in die DDR verweigert worden war. Der Mensch, den die Verstorbene in ihren letzten Lebensjahren am meisten geliebt hatte, durfte nicht mit am Grab stehen. Ich betonte das in der Grabrede besonders und sagte dazu, dass das unmenschlich sei. Dabei schaute ich die Frau des Kreisratsvorsitzenden an, die ich in der kleinen Schar der Teilnehmer an der Trauerfeier sofort erkannt hatte. Das lag nicht lange zurück, als sich im April 1969 die Deutsche Demokratische Republik eine neue Verfassung geben wollte. Es handelte sich dabei um den Willen der Funktionäre. Aber das Volk sollte an der Wahlurne zustimmen.

Nun hatte am Sonntag vor der Abstimmung Pfarrer Hanno Schmidt in Riesa - Weida bei den Abkündigungen im Gottesdienst gesagt, dass es dieses Mal möglich sei, in die Zelte zu gehen und auf dem Wahlzettel ein Kreuzchen zu machen, bei Nein oder Ja. Denen, die es nicht selbst erlebten, sei folgender Tatbestand mitgeteilt: bei einer sogenannten Wahl in der DDR bekam man einen Zettel mit den Namen der Kandidaten in die Hand gedrückt, der keine Möglichkeit des echten Stimmgebrauchs mit Ja oder Nein vorsah. Es wurde erwartet, dass man "offen" wählte, also ohne von der vorhandenen Zelle Gebrauch zu machen, den Zettel zusammenfaltete und in die Urne steckte.

Am Montag wurde Pfarrer Schmidt vom Rat des Kreises angerufen. Es sei eine Sache kurz mit ihm zu besprechen, wurde ihm am Telefon gesagt. Er ging an diesem 1. April allein, obwohl wir in der sächsischen lutherischen Landeskirche die mündliche Anweisung wieder und wieder eingeschärft bekamen, mit den Vertretern des Staates möglichst nie allein zu reden. Es ist im Nachhinein zu betonen: mit Vertretern des Staates. Die Gespräche mit den Vertretern der kommunistischen SED und besonders dem Staatssicherheitsdienst verboten sich für die Masse der sächsischen Pfarrer von vornherein. Man beachte bitte die Formulierung: sie verboten sich.

Als Hanno Schmidt das Zimmer des Kreisratsvorsitzenden Weitz betrat, war dieser nicht allein. Der Polizeichef von Riesa war bei ihm. Die Pistole des Polizisten lag auf dem Schreibtisch. Pfarrer Schmidt, der bereits in den 1950iger Jahren nach einem politischen Prozess lange im Gefängnis gesessen hatte, wurde brutal bedroht.

Am nächsten Tag, dem 2. April 1968, berichtete er uns davon, als wir zum Pfarrkonvent in Boritz bei Riesa beisammen waren. Es war uns allen klar, dass wir uns das nicht gefallen lassen konnten. Als Konventsvorsitzender wurde ich beauftragt, zum Kreisratsvorsitzenden zu gehen und unseren Protest zum Ausdruck zu bringen. Vom Konvent zurückgekehrt, rief ich beim Kreisrat an. Bei diesem Telefonat sollte ich mit dem Gespräch auf einen Termin nach der Volksabstimmung vertröstet werden. Wie wir es unter uns Pfarrbrüdern vereinbart hatten, sagte ich, dass wir dann alle der Volksabstimmung fernbleiben würden. Wir wussten, was wir damit sagten, denn bei allen Abstimmungen und sogenannten Wahlen in der DDR sollte vor allem einmal eine fast hundertprozentige Wahlbeteiligung erreicht werden. Das wurde immer wieder in diesen 40 Jahren besonders gefürchtet: eine Ablehnung des ganzen Systems durch Nichterscheinen zur Wahl.

Also bekam ich einen Termin am Freitag Vormittag 11:00 Uhr. Ich nahm einen unserer Vikare, Christoph Hermann, mit in das Haus in der Bahnhofstraße, wo Weitz residierte. Der Kreisratsvorsitzende war allein. Wir saßen vor seinem Schreibtisch. Es folgte nun das gewohnte Gewöhnliche. Er drohte. Zuerst behauptete er, die Riesaer Junge Gemeinde habe gegen die Volksabstimmung selbst gefertigte Plakate geklebt. Mit einer vagen Handbewegung wies er auf einen seiner Schreibtischfächer und sagte: "Ich habe Beweise!" Ich verlangte sofort die Plakate zu sehen, um mit den jungen Leuten darüber reden zu können. Daraufhin lenkte er ab, indem er sich in Betrachtungen über die Härte des Kampfes mit der Reaktion gestern und heute in der DDR verlor.

Plötzlich aber griff er mich persönlich an: "Sie haben bei der Beerdigung von Frau Wustlich staatsfeindliche Äußerungen gemacht!" Obwohl ich sofort wusste, worauf er hinaus wollte, fragte ich: "Wieso?" "Sie haben das angegriffen, dass die Enkelin keine Aufenthaltsgenehmigung bekam. Die Enkelin ist eine Spionin. Ich sagte in breitem, uns bei den geläufigen Sächsisch: "Das gloom Se doch selber nich." Er beendete das Gespräch mit der Bemerkung, dass ich Glück hätte, weil meine Äußerung nicht unmittelbar gegen die sowjetischen Freunde gerichtet sei. Sonst würde man anders mit mir verfahren.

Beim Volksentscheid am Sonntag darauf gingen wir Pfarrer im Wahllokal in die Zelle. Die Zustimmung der Bevölkerung der DDR zur neuen sozialistischen Verfassung betrug 94,5%. Im Gelände des Stahlwerkes Riesa wurden an jenem 07.04. gefechtsbereite Panzerwagen gesehen.

Und noch einmal eine Beerdigung in Riesa. denn wie es mit der Menschlichkeit in einer Gesellschaft bestellt ist, lässt sich auch an der Art und Weise ablesen, wie die Toten begraben werden. In meinem Seelsorgebezirk wohnte eine Frau, die ein einziges Kind hatte. Eine blühende junge Frau von damals 20 Jahren. Diese Tochter studierte in Jena Pädagogik und trat damit in die Fußstapfen des Vaters, der in Westberlin als Schulrat tätig war. Die Ehe war geschieden worden und die Frau war mit der Tochter zu ihren alten Eltern nach Riesa und damit in die DDR zurückgegangen. Dieses alte Ehepaar hatte ich gelegentlich besucht und erlebt, wie die junge Studentin der Frohsinn verbreitende Mittelpunkt einer ansonsten nicht gerade glücklichen Familie war.

Uns alle traf es nun hart, als diese junge Frau völlig unerwartet an einer Virusgrippe starb. Meine Hilflosigkeit beim Trauerbesuch in der Wohnung der Angehörigen wird mir immer in Erinnerung bleiben. Die Mutter der Toten und die Großeltern waren wie erstarrt. Auch der Verlobte, ein junger Fähnrich der DDR-Kriegsmarine, sagte fast nichts. Er hatte mein volles Mitgefühl, obwohl ich sonst absolut nichts für Leute übrig hatte, die sich zum langjährigen Dienst in den sogenannten bewaffneten Organen der DDR verpflichten ließen. Kurz vor der Beerdigung sprach eine Frau mit mir, die sich als akademischer Nachwuchs, als Seminargruppenleiterin der Verstorbenen, vorstellte. Sie teilte mir mit, dass fast alle Studentinnen und Studenten dieser Seminargruppe aus Jena gekommen seien, um an der Feier teilzunehmen. Außerdem seien Angehörige des Lehrkörpers anwesend, unter ihnen die Tochter und der Schwiegersohn Prof. Hagers, der Chefideologe der Staatspartei. Sie wollte mir das nur mitteilen, damit ich in meiner Rede vorsichtig sei. Ich schaute sie etwas verblüfft an und sagte, dass ich nicht wüsste, was der tragische Grippetod einer Studentin mit Politik zu tun habe. "Allerdings", so fügte ich mit leicht ironischem Ton an, "haben wir gelernt, dass alles Politik ist." Sie nickte und ging mit einem verlegenem Lächeln weg, das ihr gut stand, denn ansonsten wollte sie offensichtlich gütig intellektuell wirken.

Ich änderte meine Traueransprache selbstverständlich nicht und versuchte den Angehörigen den Trost zu vermitteln, den wir Pfarrer selbst erst empfangen. Der Spender dieses Trosts war symbolisch auch über diesem Sarg zu sehen. An der Stirnwand der Kapelle

hing eine Plastik des Gekreuzigten, eine gute oberitalienische Schnitzerei. Nach mir sprach ein bedeutender Kunsthistoriker, dessen Bücher auch außerhalb der DDR verlegt wurden. Er war Mitglied jener Ost-CDU des Gerald Götting und damals noch nicht Professor. Er schielte nach der Bankreihe hin, auf der Hagers Tochter saß, und begnügte sich mit Fakten. So ähnlich hätte er es wohl ausgedrückt, wenn ich ihn nach seinen, mich empörenden Auslassungen gefragt hätte. Er referierte die Personalakte der Toten.

Am Ende der Beerdigung gab ich jedem der Teilnehmer die Hand, auch jenen Hager-Leuten mit den undurchdringlichen Gesichtern. Die Seminargruppenbetreuerin blieb einen Augenblick zurück. Als die anderen ein Stück weg waren, sagte sie: "Sie haben uns zugeprochen, so warm, so menschlich. Wir wären auch gern so. Aber Sie wissen schon ... "

HORIZONTE

So einfach war das. Bei der Wahl gleich nach dem Ausrufen der DDR war in dem Dorfe Mochau eine CDU-Mehrheit registriert worden und folglich stellte diese Partei den Bürgermeister. Aber er war ein Mann, dessen Nase den Genossen von der SED nicht passte. Auch war Mochau seit 1.000 Jahren ein zentraler Ort. Schon Kaiser Heinrich I. hatte einen Militärposten da gelassen, als er die Slawen in dieser Gegen besiegte. Lag es nicht nahe, einmal an ein sozialistisches Zentraldorf zu denken? Also setzte man 1953 den CDU-Bürgermeister Helmut Börner ab und einen sogenannten kommissarischen Bürgermeister von der SED ein. Das mit dem kommissarischen SED-Mann blieb dann so bis zur Wende. Weidel-Arno war der erste Genosse, den die Partei für dieses Amt ausgesucht hatte. Er kam aus der Stadt, wusste aber meistens, wie er sich zu benehmen hatte. "Wenn wir in der Partei einen geheimen Beschluss fassen, kann ich ihn auch am nächsten Tag in den Schaukasten der Gemeinde hängen", sagte er. Dieser Schaukasten hing an der einen Säule, wo einmal ein Tor gewesen war, am Aufgang zur Kirche. Über diesen Aufgang kam man in das Pfarrhaus, wenn man zur Seite hinein wollte. An der anderen Säule hing der Schaukasten der Kirchgemeinde. Wenn man zum Bürgermeister wollte, ging man zur Seitentür ins Pfarrhaus hinein, für einen Besuch beim Pfarrer benutzte man den vorderen Eingang mit der Freitreppe.

Als wir, meine Frau und ich, im Sommer 1955 ins Dorf kamen, unterhielt ich mich bei einem der ersten Gespräche mit dem Bürgermeister darüber. Er sagte: "Das ist einmalig in der DDR. Das kann auch nicht so bleiben, dass die politische Gemeinde im Pfarrhaus ihr Büro hat." Ich darauf: "Warum?" "Ja, sehen Sie", sagte der Bürgermeister, "es hat eine neue Zeit begonnen. Die Kirche hat es 2.000 Jahre falsch gemacht. Jetzt sind wir dran." "Hm", meinte ich. Er ereiferte sich: "Sie werden es erleben. Die klassenlose Gesellschaft. Es wird jeder nach seinen Bedürfnissen leben." "So", sagte ich. "Da bin ich aber gespannt. Bisher habe ich nur erlebt, dass eine Frau, die einen Kleiderschrank voller Kleider hatte, ein Kleid haben wollte, das schöner war als das Kleid ihrer Nachbarin. Oder auch, dass ein Mann, der ein Auto hatte, eins haben wollte mit ein paar Pferdestärken mehr. Wo hören unsere Bedürfnisse auf?" Aber Weidel-Arno war nicht zu bremsen: "Ihr von der Kirche habt immer vom irdischen Jammertal geredet und den Leuten ein besseres Jenseits versprochen. Religion ist Opium für das Volk. Wir handeln jetzt. Das Sein bestimmt das Bewusstsein."

Wenig später kam ich an einer Scheunenwand vorbei, die nun einer landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft gehörte, nachdem man den Großbauern so lange drangsaliert hatte, bis er nach dem Westen ging. Auf der Wand war zu lesen: "Wie wir heute arbeiten, werden wir morgen leben."

Drei Jahrzehnte danach sollten wieder einmal Kommunalwahlen in der DDR stattfinden. Keiner rechnete damit, dass es die vorletzten überhaupt sein würden. Wir, meine Frau und ich, beschlossen, nicht zur Wahl zu gehen. Diesen Entschluss kündigte ich dem Vorsitzenden des Kreisrates und seinem Stellvertreter, dem Mann für die Abteilung Inneres, bei einem Routinegespräch an. Beide gaben tiefe Betroffenheit zu erkennen und wollten natürlich wissen, was wir für einen Grund hätten. Ich sagte: "Die verweigerten Aufenthaltsgenehmigungen!" Das nahm man schweigend zur Kenntnis. Es waren in einigen Orten des Kreisgebietes Aufenthaltsgenehmigungen für Besucher aus dem Kirchenkreis Hameln verweigert wurde. Die Benachteiligten waren meist ältere Frauen aus unseren Kirchgemeinden. Durch die intensiven Partnerkontakte zwischen den Kirchgemeinden der Superintendenturen Hameln in Niedersachsen und Werdau in Sachsen waren nicht selten persönliche Freundschaften entstanden, die noch über das gute Miteinander von Kirchengliedern aus West und Ost hinausgingen. Manche von den älteren Leuten bei uns konnten auf Rentnerreisen diese Freundschaft "drüben" pflegen. Die meisten waren auf die Besuche "von drüben" angewiesen. Es war bitter, wenn der Besuch aus dem Westen nicht kommen durfte.

Nach der Wahl geschah das Unerwartete. Der Kreisratsvorsitzende besuchte mich in unserer Wohnung. In dem Gespräch kam dann eine Äußerung von ihm, die von mir viel Beherrschung forderte: "Ich habe zu meinem Stellvertreter gesagt: wen will er dann wählen, wenn nicht uns?" Und schließlich kommt die direkte Frage: "Es steckt doch bei Ihnen noch etwas dahinter? Das kann es doch nicht allein sein? Diese paar abgelehnten Aufenthaltsgenehmigungen?" Ich antwortete direkt, so wie ich es wegen der Verstehensschwierigkeiten der Funktionäre selten tat: "Herr Vorsitzender! Es sind von dieser Sache vorwiegend alte Frauen betroffen. Ich sehe den Herrn der Kirche, der hinter den alten Frauen steht."

GEWÖHNUNG

Zuerst die Sache mit dem Endkontrollabnehmer. Nur wenige wissen, was das ist. Wir wussten es auch nicht, bis eines Tages das Telefon in unserer Wohnung versagte. Die Wohnung lag im ersten Stockwerk des Lutherhauses über den Gemeindesälen. In den Räumen unter meinem Arbeitszimmer waren die Dekorateure am Arbeiten. Wir hatten die Firma natürlich auch nur durch Beziehungen bekommen. Nun brachten sie endlich die Gardinen und vor allem die Gardinenaufhängevorrichtung in Ordnung. Dabei hackten sie das Telefonkabel an, das aus der Dienstetage im Hochparterre in unsere Wohnung im 1. Stock führte. Aber das merkten wir erst hinterher. Ich führte ein Dienstgespräch aus meinem Arbeitszimmer und wollte danach das Telefonieren fortsetzen. Plötzlich bekam ich keinen Anschluss mehr. Deshalb lief ich die Treppe hinab in die Büroräume. Dort funktionierte das Telefon, nur unser Wohnungsanschluss blieb tot. Ich rief die Störungsstelle an. Die Post lag schräg gegenüber. Zwei Monteure waren nach wenigen Minuten zur Stelle. Ich schilderte die Sachlage. Der ältere sagte zu mir: "Ja, merkwürdig. Eben haben Sie noch telefoniert und nun ist diese Leitung tot." "Ja, merkwürdig!" sagte ich. "Und der Endkontrollabnehmer ist auch in Ordnung", sagte er. "Aha", sagte ich. "Da haben wir nämlich manchmal Schwierigkeiten." Ich nickte verständnisvoll.

Von da an rief meine Frau bei Telefonstörungen sofort mit dem Hinweis an: "Schauen Sie bitte nach, ob der Endkontrollabnehmer in Ordnung ist." Ihr wurde niemals widersprochen. Wenn dann am Abend unsere siebzehnjährige Tochter eine Stunde mit ihrer nicht weit weg wohnenden Freundin telefonierte, war das nicht schön, weil das Telefon blockiert wurde. Es bereitete uns aber ein gewisses Vergnügen, wenn wir uns den Stasi-Beamten vorstell-

ten, der das Band mit einstündigem Backfischgekicher und Jungmädchenweisheiten abhören musste.

In diesen Jahren am Ende der 1970iger galt mehr noch als vorher, dass wir nichts zu verbergen hätten. Mich ärgerte nur, wenn am Telefon mir andere Pfarrer erzählten, wie sie etwa auf der Druckgenehmigungsstelle einen Funktionär trickreich hereingelegt hätten.

So sehr es mich freute, dass nun wieder ein Kirchgemeindeblatt ohne Kürzungen gedruckt werden konnte. Das telefonische Sichauslassen über die Dummheit der Parteileute störte mich. Ich wusste um die innerparteilichen Auseinandersetzungen in der Staatspartei, auch und gerade im provinziellen Umfeld. Es nutzte uns nichts, wenn das Abgehörte für Intrigen innerhalb des Staatsapparates verwendet wurde. Ein dummer umgänglicher Funktionär wurde dann womöglich durch einen Ehrgeizling ersetzt.

Der Grat der persönlichen Gefährdung für uns Pfarrer war deutlich anders als in den Jahrzehnten davor. Die Gewöhnung an den Tatbestand der Telefonüberwachung ließ uns ruhig schlafen. Eben diese Gewöhnung an vieles half mir auch bei der ersten Westreise 1979. Nach 23 Jahren - der Spanne fast einer Generation - wurde mir wieder gestattet, dieses Land Deutsche Demokratische Republik nach dem Westen hin zu verlassen. Es war in den ersten Maitagen und ich bekam den Dienstpäss so rechtzeitig, dass ich vor der Tagung in Loccum ein paar Tage meinen Bruder in Erlangen besuchen konnte. Die Kontrolle auf der östlichen Seite beschränkte sich auf die Pässeinsicht. Dann kam der schreckliche Grenzstreifen. Als er in den 1950iger Jahren noch nicht ausgebaut war, waren wir jeweils nachts über diese Trennlinie zwischen Ost und West gefahren. Nun sah ich am Tage die inzwischen perfekt ausgebaute Todeszone.

Und dann das merkwürdige Gefühl, wieder einmal im Westen zu sein. Ein bayrischer Grenzpolizist bittet mich höflich um meinen Pass. "Dienstreise", stellt er fest. Wo wollen Sie hin?" "Zu einer Tagung in Loccum." "Wo liegt das?" "Bei Hannover." "Und warum fahrst dann nach Bayern?" "Ich will vorher meinen Bruder in Erlangen besuchen." Er hat einen Notizblock dabei. "Und was sind Sie?" "Superintendent." "Was ist das?" "Ich bin bei der Kirche beschäftigt, als Pfarrer." "Ha, da schreib ich Pfarrer auf." Nach dieser Kapitulation vor dem Fremdwort verschwand er. In Erlangen fasste mich auf dem Bahnsteig mein Bruder nach der Begrüßung noch einmal am Arm: "Jetzt glaube ich es."

Und dann nach übervollen Tagen die Rückfahrt, wieder auf der Strecke Hof - Plauen. Ich sitze im letzten Abteil des letzten Wagens. Bei mir beginnt nach dem Grenzübertritt die Kontrolle. Es kommt das "blonde Biest" zu mir herein, das ich aus den Erzählungen meiner Tante kenne, die als Rentnerin mehrmals im Jahr mit einem großen Koffer diese Strecke befährt. Jedes Mal werden die vielen guten Dinge, die sie Kindern und Enkeln mitbringt, auseinandergezerrt und giftig kommentiert. "Zollkontrolle der DDR", stellt sich mir die Uniformierte vor. Misstrauisch beäugt sie die vielen Bücher, die ich aus dem Westen mitbringe. Und dann habe ich auch noch ein Tonbandgerät, das mir in Hameln geschenkt wurde, damit ich die eigenen Predigten abhören kann.

"Haben Sie auch Tonbänder mit?" bellt sie heraus. Ich sage aufmüpfig: "Ja." "Wissen Sie nicht, dass das verboten ist? Ich komme wieder. Jetzt habe ich keine Zeit. Ich will die Bänder mindesten abhören." Sie knallt die Abteiltür zu und kontrolliert die nächsten Abteile. Immer weiter entfernt sie sich. Bis Plauen warte ich vergebens. Dort sehe ich sie unseren Zug verlassen. Ich war nicht nur gespannt, was werden sollte. In der Gewöhnung an die Zustände bei uns war mit der Spannung auch ein gewisses Vergnügen da, das die Situation genoss. In Erlangen hatten wir das Gerät erprobt. Eines der beiden ansonsten leeren Bänder hatte mein Bruder besungen. Mit: "Wütend wälzte sich im Bette Kurfürst Friedrich von der Pfalz..."

DER STATISTISCHE TOD

Herr Hirschfeld betrieb ursprünglich in der Siedlung vor der Stadt, die dann den Namen Karl-Marx-Hof bekam, einen Gemischtwarenladen. Wie aufrecht sein Antifaschismus seinerzeit war, kann im Nachhinein nicht mehr beurteilt werden. Im Sozialismus, nach der importierten Revolution der Arbeiter und Bauern, stieg Herr Hirschfeld - besser Genosse Hirschfeld - zum Direktor der Riesaer Margarinefabrik auf. Im Volksmund wurde der Betrieb, in dem es leider öfters brannte, kurz die Ölbude genannt. Als wir in die Stadt zogen, war Genosse Hirschfeld dafür nicht mehr verantwortlich. Er war inzwischen Arbeiterveteran. Als solcher besuchte er die Pionierveranstaltungen in den Schulen und berichtete vom antifaschistischen Kampf mit dem Hinweis auf die Erfolge des Sozialismus in der Gegenwart.

So war er auch an einem Nachmittag in den späten sechziger Jahren zum Nachmittag der Jungen Pioniere in ein Klassenzimmer der Pestalozzischule gekommen. Es war ein herrlicher Sommertag, der zum Baden verlockte. Deshalb hielt sich die Beteiligung der Schüler jener Klasse sehr in Grenzen. Das gefiel Genosse Hirschfeld, der das Klassenbuch vor sich liegen hatte, überhaupt nicht. Anhand der Namen, die im Buch verzeichnet waren, kontrollierte er das Interesse der jungen Generation für die Geschichte und auch die Aktualität des Klassenkampfes. Er langte am Ende der alphabetischen Reihe bei dem Namen Jörg Wartenberg an und ließ sich nach Rückfrage, ob dies der Pfarrerssohn sei, über die immer noch vorhandenen Reaktionäre aus, die es wohl unter ihrer Würde hielten, solch eine Veranstaltung wie die seine zu besuchen.

Am nächsten Tag wurde unser Sohn sofort von seinen Klassenkameraden umringt, als er das Schulzimmer betrat. Sie regten sich schrecklich darüber auf, dass die junge, verschüchterte Klassenlehrerin am Vortag den Genossen Hirschfeld nicht zurecht gerückt hatte. Sie sagten: "Du bist doch kein Junger Pionier und brauchst deshalb nicht da zu sein. Das hätte sie ihm mindestens stecken müssen."

Unser Sohn kam nach Hause und berichtete, was so alles passiert war. Meine Frau sagte: "Wir besuchen Herrn Hirschfeld. Wie kann er über Leute reden, die er nicht kennt. Wir stellen uns ihm einmal vor." Jörg war einverstanden. Die beiden zogen los, kauften ein paar Alpenveilchen und klingelten bei Hirschfelds, die in der übernächsten Straße in einem schönen Bau zur Miete wohnten. Frau Hirschfeld erklärte, nachdem sich die beiden vorgestellt hatten: "Mein Mann ist nicht zu Hause", und fügte den Satz hinzu: "Was hat er denn wieder angestellt?" Als ich am späten Nachmittag aus dem Büro in die Wohnung kam, fand ich dort Genossen Hirschfeld vor, der sich angeregt mit meiner Frau unterhielt und auch mir noch einmal versicherte, dass "es nicht so gemeint war."

Ich setzte mich dazu und beobachtete das Gespräch stärker, als an ihm teilzunehmen. Mir fiel auf, wie beim Genossen Hirschfeld immer wieder einmal verletzte Eitelkeit durchschimmerte. Für ihn waren wir die Angehörigen des ancien regime, Glieder einer vergangenen Gesellschaft. Aber nun, da die Machtfrage gelöst war, wie man immer wieder betonte, wollte man den Glanz der vergangenen Epoche etwas rot übermalt für sich. Andere Funktionäre der Staatspartei jagten in für sie reservierten Revieren oder nahmen Reitstunden. Er war bescheidener, wollte einfach respektiert werden. Den Respekt vor der schweren Jugend eines alten Mannes gaben wir ihm. Wir geleiteten den Genossen Hirschfeld in Frieden zur Tür. Von nun an grüßte ich mich mit dem Genossen Hirschfeld, wenn wir uns auf der Straße begegneten.

Am Anfang der 1970iger Jahre trafen wir uns kurz nach einem Neujahrstag auf einem schmalen Fußweg. Wir tauschten einen Handschlag und die besten Wünsche für unser persönliches Wohlergehen. Das wünschte man sich im Sozialismus verbunden mit

"Gesundheit und Schaffenskraft". Danach kam es zu einem kurzen Gespräch, in dem mir Genosse Hirschfeld versicherte, dass es unaufhaltsam vorwärtsgehe. Es sei imponierend, sagte er und übersah meinen skeptischen Gesichtsausdruck, wie die DDR immer stärker würde. So seien vor allem auch die Zahlen bei der Produktionssteigerung in der Industrie beeindruckend. "Ja," so schloss er nach weiteren Ausführungen triumphierend, "es ist sogar statistisch nachgewiesen, dass die Sterblichkeit zurückgeht. Wir haben weniger Tote in der DDR." Ich schaute ihn verblüfft an und verabschiedete mich. Es war nicht nur Triumph bei so viel Torheit in meinem Nachsinnen über den statistischen Tod.

CHRISTROSEN IM SCHNEE

Englisch hatten wir seit vielen Jahren nicht mehr gesprochen. Das war kaum gefragt und gebraucht in der abgeschotteten DDR, in der wir uns gern Witze, wie diesen erzählten. Da hatte einer versehentlich statt ZK der SED - ZK war die Abkürzung für Zentralkomitee der Sozialistischen Einheitspartei - KZ der SED gesagt und war selbst peinlich berührt ob dieses Versprechers.

Wir mussten also Englisch sprechen, weil Ende April 1982 unser Freund Dietrich Ventsky, Pastor am Münster zu Hameln, Jeff Thomas, methodistischer Pfarrer in Paighton, Südengland, mitbrachte. Dieter Ventsky war in Hameln für die Westkontakte der lutherischen Kirche nach Frankreich und England verantwortlich. Aber weil wir uns seit dem Studium kannten, sagte er zu mir: "Selbstverständlich besuchen wir Euch auch, wenn Ihr jetzt in Werdau, unserer Partnergemeinde, seid." Die Aufenthaltsgenehmigung für Elisabeth und Dieter Ventsky war nun in den 1980igern problemlos zu bekommen. In den 1960igern hatten sie uns in Riesa nicht besuchen dürfen. Ventskys brachten Jeff mit, der auch ohne Schwierigkeiten einreisen konnte. Nur schlug sich ihm die sozialistische Wirklichkeit in der grauen braunkohleverqualmten Industriestadt derart auf das physische Innenleben, dass er selbst mit dem einzigen deutschen Satz, den er beherrschte, vorsichtig umging: "Ich hätte gern ein weichgekochtes Ei." Meine Frau kurierte ihn mit Tee. Wir fuhren mit Jeff auch nach Königswalde hinaus, wo an diesem Wochenende des 24./25. April der Vorbereitungskreis des Friedensseminars im Pfarrhaus zusammensaß. Die Gäste waren nun erstaunt, dort von Politik wenig zu hören. Natürlich sprachen wir vom geplanten Friedensgebet am 1. Mai nachmittags und vom nächsten Friedensseminar am 22./23. Mai, für den der Besuch von Landesbischof Dr. Hempel mit einer Visitationsgruppe angekündigt war. Aber beherrscht wurde das Gespräch durch ein besonderes Arbeitsvorhaben der Gruppe. Die lutherische Landeskirche suchte damals neue Formulierungen für eine Lebensordnung. Die Synode hatte an kirchliche Gruppierungen in Sachsen in dieser Sache Aufträge vergeben. Auf einen besonderen Wunsch hin war dem Friedensseminar Königswalde der Auftrag erteilt worden, über Sätze zum Sterben und zum Geleit von Sterbenden nachzudenken. Der Wunsch kam ausdrücklich von Ortspfarrer Reinhold Mewes, der damals bereits über vier Jahre mit einer lebensvernichtenden Leukämie kämpfte. Wir alle versuchten ihm nahe zu sein, besonders im Vorbereitungskreis des Friedensseminars. Auch ich war von dem Gespräch an jenem Sonnabend tief beeindruckt. Was hier besprochen wurde, lenkte nicht von dem ab, dem sich die Leute vom Friedensseminar verpflichtet wussten. Es gab dem immer neuen Nachdenken, Reden und Handeln für Frieden und Gerechtigkeit die Werte und die Tiefe, die Menschen brauchen, wenn sie aus der Bibel und dem Gebet heraus leben.

Ich erzählte dann auf dem Rückweg nach Werdau von meinem ersten Besuch bei Reinhold Mewes, nachdem die tödliche Krankheit bei dem noch nicht einmal Dreißigjährigen diagnostiziert worden war. Ich hatte große Angst, als ich den Trabanten in der Philipp-

Rosenthal-Straße in Leipzig abstellte und auf die schlimm berühmte Klinik "Rotes Haus" zuzuging. Lange hatte ich überlegt, was ich mitnehmen sollte. Auf Blumen verzichtete ich bewusst. So kramte ich in meinem Vorrat alter Karten und fand einen Stadtplan von Leipzig aus der Zeit zwischen den großen Kriegen. Ich legte ihm das Stück auf das Bett und er strahlte mich an: "Das ist schön. Ich habe so viele gute Erinnerungen an die Zeit meines Studiums in Leipzig. Den Plan hänge ich in meinem Arbeitszimmer an die Wand."

Dieser Satz nahm mir den Druck. Er brachte Hoffnung zum Ausdruck. Es waren kurzfristige Hoffnungen, die wir in den nächsten Jahren immer wieder mit Reinhold Mewes teilen sollten, aber ohne diese kurzfristigen Hoffnungen wird die große Hoffnung zum Luftge-spinnst. Anfang Dezember dieses Jahres 1982 siegte dann der Tod. 33 Jahre und fast 8 Monate hatte Reinhold Mewes zu leben gehabt. An einem Freitag, dem 10. Dezember, trugen wir ihn zu Grabe. In der übervollen Kirche wärmten sich die Leute gegenseitig an diesem frostigen Tag. Draußen am Grab wehte ein kalter Wind. Harald Bretschneider war da, der Mann, der "Schwerter zu Pflugscharen" unter die Leute brachte. Christian Steinbach war da, der zuerst die "Mark für Espenhain" sammelte und vom Pfarrer zum Regierungs-präsidenten gemacht wurde. Aber auch Wolfgang Schnur war da, der als hochkarätiger Mitarbeiter der Staatssicherheit uns alle überwachte, Wir wussten es nicht. Aber das sind nur einige Namen von solchen Menschen, die dieser Mann Reinhold Mewes, in dem die Kraft der Schwachen mächtig war, beeindruckt hatte. Als ich auf dem Altarplatz der Kirche zu Königswalde stand, hatte ich einen Strauß Christrosen in der Hand, die ich auf seinen Sarg vor mir legte. Da hatte ich das Schwerste schon hinter mir: die Traueransprache. Diese Blumen waren aus unserem Garten am Lutherhaus in Werdau. Als ich sie pflückte, dachte ich daran, wie ich mit ihm wenige Wochen zuvor in den Pfarrgarten neben dem Friedhof in Königswalde ging. Wir brauchten Sellerie für die Kartoffelsuppe. Er stach zwei Pflanzen heraus und gab sie mir mit dem Kraut, damit die Suppe nicht nur satt macht, sondern auch schmeckt. Das war am Tag des Friedensseminars.

Die Christrosen sind die einzigen Blumen, die Anfang Dezember im Garten blühen. Auch, wenn Schnee und Eis kommen, blühen sie weiter. Die weiße Decke, die sonst alles Leben unter sich begräbt, vermag ihnen nichts anzuhaben. Sollten sie ihren Namen nur von dem nahen Christfest haben? Nicht auch davon, was Christus für uns ist? Als Christen messen wir dem Nachruhm eines Menschen keinen Ewigkeitswert zu. Wir wissen um die Wandelbarkeit und Vergänglichkeit dieser Welt. Wir halten uns zum ewigen Gott, dem Herrn über Leben und Tod, der uns Geborgenheit gibt für Zeit und Ewigkeit. Dafür war Reinhold Mewes ein Zeuge, einer der deutlich gemacht hat - so, dass man hindeuten kann - ,was der Glaube an Christus uns gibt. Er hat Christrosen zum Blühen gebracht. Unter eisiger Todesbedrohung hat er sich der Angst gestellt. Er hat es uns ermöglicht, mit ihm die Angst auszuhalten. Das war nicht eine einmalige Schlacht und ein triumphaler Sieg. Es war ein Leben im Winter. Aber wieder und wieder erstrahlten die Rosen im Schnee.

VORM KACHELOFEN

Dämmer konnte es eigentlich nicht kommen. Da kam uns in der zweiten Hälfte der 1950er Jahre das Gerücht zu Ohren, wir hätten ein Maschinengewehr versteckt und das ausgerechnet hinter dem Altar der Mochauer Kirche. Wir waren mit einem langen Paket in Mochau angekommen. In dem geheimnisvollen Karton befand sich die Strickmaschine meiner Frau. Und in der ersten Zeit unseres Selbsthaftwerdens, als mein Vorgänger noch am Ort war, wurde in der Kirche ein neuer Altar hoch gemauert, der den alten, hölzernen ersetzte. Den Wink, dass man ein Auge auf uns habe, bekamen wir von einem sogenannten Helfer der Volkspolizei, einem Zivilisten, dessen Dienste die Polizei immer wieder in

Anspruch nahm. Dadurch sollte die Kriminalität bekämpft werden. Oft aber wurden Menschen aus politischen Gründen von solchen Leuten bespitzelt. Wir fragten uns natürlich, ob wir mit Hilfe dieses unsinnigen Gerüchts nur verängstigt werden sollten oder ob tatsächlich eine Fahndung zu befürchten war. In dieser Zeit hatte es schon eine Pfarrerverhaftung mit Haussuchung in unserer Nähe gegeben. Es fielen auch in den Druckerzeugnissen Bemerkungen, dass die kirchlichen Friedhöfe enteignet werden sollten. Die Schwierigkeit mit der Jugendweihe waren noch groß, weil auf den Dörfern die Zahl der Kinder, die sich nur konfirmieren ließen, beträchtlich war. Auch war der Einfluss der Pfarrer auf die Bauern wegen der sich anbahnenden Zwangskollektivierung in der Landwirtschaft der herrschenden Staatspartei gar nicht recht.

So absurd die Gerüchte klangen, wir nahmen sie doch bis zu einem gewissen Grade ernst. Die Praxis der erfundenen Geschichte zur Machtausübung war uns zu gut bekannt.

So setzten wir uns nach einem warmen Spätsommertag vor den Kachelofen und verbrannten altes Papier, das nach unserer Meinung Belastendes enthielt, wohl wissend, dass wir dadurch nicht wirklich entlastet waren. Es war ja nicht möglich, alles Geschriebene und Gedruckte aus dem Haus zu entfernen. Im Prozess gegen einen Bauern meines Heimatdorfes, der auf dem Felde SPD-Flugblätter fand und mit nach Hause nahm, spielte eine Klavierschule eine Rolle. Bei der Haussuchung lag sie auf dem Instrument, das seinen Kindern zum Üben diente. In dem Buch waren unter anderem preußische Märsche aufgezeichnet. Das war für den Staatsanwalt ein Zeugnis für die reaktionäre Gesinnung des Angeklagten. Wenig später spielten die Militärorchester der Nationalen Volksarmee diese Märsche.

Im Sommer 1968 saßen wir dann wieder einmal vorm Kachelofen. Dabei hatte der Tag so gut begonnen. Die große Schar der Mitarbeiter des evangelisch-lutherischen Pfarramtes von der Kinderdiakonin über den Kirchner und die Kirchenbuchführerin bis hin zum Grabmacher fuhr mit dem Bus bis in die Nähe der tschechischen Grenze. Dort bestiegen wir einen Elbdampfer, der einen im Sozialismus nicht vermuteten Luxus für seine Passagiere bereit hielt. Nach einer kurzen, kaum wahrgenommenen Passkontrolle breiteten wir uns auf dem Schiff aus und fühlten uns wohl. Die Strecke bis Usti nad Labern, das frühere Aussig, ist nicht lang, aber stromauf fährt man bekanntlich gemächlich. Die Sonne schien. Nach den schroffen Wänden des Elbsandsteingebirges erfreuten uns die sanfteren Linien der Berge auf der böhmischen Seite, die es auch schon den Dresdner Malern des letzten Jahrhunderts angetan hatten. Zur Anlandung in Usti gehörte eine Besichtigung des Schreckenstein und ein Bummel durch die Stadt. Im sozialistischen Bruderland gab es Dinge zu kaufen, die eine Verkaufsstelle des Konsum in Riesa nicht zu bieten hatte. Dafür fehlte anderes, das wir in den Auslagen hatten. Wir kannten in den sächsischen Städten die Busse, die einkaufende Tschechen zu uns brachten. Sie parkten immer an der gleichen Stelle.

Die Rückfahrt ging schneller. Bei der Ankunft sahen wir am Ufer schon die Fahrzeuge stehen, die uns nach Hause fahren würden. Doch vorher mussten wir auf der abgesperrten Anlandestelle durch die Pass- und Zollkontrolle der DDR, die dort gemeinschaftlich mit den Tschechen durchgeführt wurde. Plötzlich hieß es, dass bei einem von uns etwas Gefährliches gefunden worden sei. Pfarrer Dietrich und ich gingen zur Schranke zurück, an der ein Mitarbeiter der Kirchensteuerstelle aufgehalten wurde. Er hatte in seiner Brieftasche, die er dem Beamten öffnen musste, ein Schriftstück, das Anstoß erregte. Es handelte sich um einen Text, den Bausoldaten miteinander verfasst hatten, und in dem gefordert wurde, auch in der DDR solle über die Bausoldatenkonzeption hinaus ein Zivildienst der Wehrpflichtigen ermöglicht werden. Zu den Verfassern dieser Resolution gehörte der Bruder von Frau Neumann. Ihr Mann war einer von uns drei Pfarrern an der Altstadtge-

meinde. Im Leitungskreis der Mitarbeiter hatte sie uns den Text gezeigt. Daraufhin hatte ich jenen Mann, der nun in der Kontrolle festsaß, beauftragt das Schriftstück abzuschreiben und nur den Mitgliedern des Leitungskreises zugänglich zu machen. Er hatte das getan aber gegen die Anweisung ein Exemplar für sich behalten und nun auch noch über die Grenze mitgenommen. Es hätte nichts gebracht in dieser Stunde oder auch später, mit ihm darüber zu rechten. Er war ein kranker Mann. Auch hielt uns das Geschehen am Kontrollpunkt völlig in Atem. Der Grenzer hatte längst seinen Vorgesetzten alarmiert. Nun diskutierte ein Hauptmann mit uns. Endlich gelang es, die Sache herunterzuspielen. Wir durften den Festgehaltenen mitnehmen und fuhren in gedämpfter Stimmung nach Riesa. Dort kamen wir in der Dämmerung auf dem Lutherplatz vor der Trinitatiskirche an. Es war aber noch so hell, dass wir einen Motorradfahrer sehen konnten, der am Fußweg vor dem Pfarrhaus hielt. Als die Busse hielten, warf er noch einen Blick auf die Aussteigenden und fuhr dann davon.

Wir drei Pfarrerehepaare stiegen in unsere Wohnung hinauf und saßen dann traulich vereint vorm Kachelofen. Wir besprachen noch einmal die Situation und verbrannten alles Schriftliche, von dem wir meinten, dass es uns belasten könnte. Es kam aber kein Nachspiel.

1991 hatten wir im Kirchgemeindehaus nicht weit von der ehrwürdigen Thomaskirche zu Leipzig eine Pfarrerkonferenz. Junge, historisch arbeitende Theologen von der Universität waren unter uns. Es ging um die Dokumentation jener 40 Jahre, die hinter uns lagen. Ich sagte zu einem der jungen Männer: "Schwierig ist natürlich, dass wir so wenig aufgeschrieben haben und das Wenige oft noch verbrannt haben." Er sagte: "Das ist nicht schlimm. Die SED hat alles genau schriftlich festgehalten." Und das sagte er ganz ernsthaft.

HOFNARREN

Pfarrer sind auch Hofnarren des Regimes. Das habe ich zu Zeiten der DDR gedacht und gesagt. Dabei waren es oft miese Typen, die da Hof hielten. Aber das ist wohl nicht einmalig in der Geschichte der Menschen. Der Hofnarr hat für seine Lebensführung den Vorzug, dass er nicht systemimmanent ist. Er lässt sich nie ganz vereinnahmen oder einbauen in das Gefüge, von dem der Hof behauptet, dass es allein die Menschen zu tragen im Stande ist.

Ich erinnere mich, einmal sehr ablehnend reagiert zu haben, als der Vorsitzende des Rates des Kreises Werdau mich in seiner jovial-brutalen Art vereinnahmen wollte. Er sagte: "Schon immer haben der Bürgermeister, der Pfarrer und der Arzt im Dorf zusammen gehalten und bestimmt, was gemacht wird. So gehören der Kreisratsvorsitzende, der 1. Sekretär der Parteileitung und der Superintendent zusammen." Er unterließ es dann endgültig, mich mit den Parteileuten zusammenzubringen. Ich habe mit dem 1. Sekretär der SED-Kreisleitung Werdau in dem Jahrzehnt, das wir dort zubrachten, nie ein Wort gewechselt."

Andere Hofnarren in diesem Staat DDR waren Künstler, nicht alle, aber viele, solche, die nicht der Staatspartei beigetreten waren. Der Trompeter Ludwig Güttler gehörte zu ihnen. Wir, meine Familie und ich, lernten ihn in der zweiten Hälfte der 1960iger Jahre kennen. Er kam zu uns nach Riesa, um beim Weihnachtsoratorium mitzuwirken. Schon zu dieser Zeit hatte er eine so guten Ruf als Künstler, dass er ins nichtsozialistische Ausland reisen durfte. Das durften die anderen männlichen Solisten, der Tenor Reinhold und der Bass Künzel, nicht. Wenn sie und die Solistinnen in der Stadt ankamen, tranken sie vor der Probe bei

uns Kaffee. Wir wohnten im großen Pfarrhaus der Trinitatiskirche gegenüber. Die Herren kannten sich und die ersten Frotzeleien waren schon beim Pfannkuchenessen fällig, bei dem Ludwig Güttler ein erstaunliches Fassungsvermögen bewies. Nach der Probe saßen wir am langen Familientisch zum Abendbrot beisammen. Hier musste sich Güttler die Anfrage gefallen lassen, ob er denn dann bei der Aufführung noch blasen könne, wenn er so viel essen würde. Er konnte blasen, um das vorwegzunehmen. Nicht nur wunderbar blasen in der Aufnahme der sächsischen Tradition seit Johann Sebastian Bach konnte er, sondern auch singen, wenn er als Bläser gerade nicht dran war. Dann legte er die Trompete weg und sang im Chor bei den Tenören mit. Dass er ein Tenor ist, merkten wir auch beim Sprechen. Beim oben erwähnten Abendbrot waren dann die aufmüpfigen Aktivitäten der Musiker während des Studiums, die politisch wahrlich nicht ungefährlich waren, zur Sprache gekommen. Plötzlich waren wir drin im Erzählen politischer Witze. Güttler erzählte Ulbrichtwitze. Er tat es perfekt. Wir übrigen konnten vor Lachen nicht mehr essen. Als ihm der Stoff ausging, zitierte er unnachahmlich Schlagzeilen aus den "Neuen Deutschland" im Ulbrichtton. Als einer der Sänger wieder Luft bekam, sagte er: "Mensch, pack Deine Trompete ein. Geh nach dem Westen und imitiere Ulbricht. Da verdienst Du noch mehr Geld."

Einige Zeit später gab das Staatliche Orchester Riesa ein Konzert mit dem Solotrompeter Ludwig Güttler. Wir gingen hin. Neben meiner Frau und mir saß ein Lehrling aus unserer Pfarramtskanzlei. Die junge Frau war von Ludwig Güttler begeistert und wollte gern ein Autogramm von ihm. Wir gingen in die Garderobe. Während er gern seine Unterschrift gab, holte ich vorsichtig eine Briefmarke aus der Tasche. Sie zeigte das Konterfei Walter Ulbrichts mit schwarzem Trauerrand. Ich sagte: "Nun bleibt Ihnen nur die Trompete." Er antwortete: "Wenn sie mich hätten vorsprechen lassen, hätten sie nicht den Honecker genommen."

Erich Loest als Hofnarr zu bezeichnen, zögere ich. Er meinte es immer ernst, zu ernst. In einem kleinen Kreis saß ich im Königswalder Pfarrhaus ihm, seiner Frau und seiner Tochter gegenüber."

Der Vorbereitungskreis des Friedensseminars hatte ihn zu einer Lesung eingeladen. Es war am Beginn der 1980iger Jahre kurz vor der Übersiedlung von Erich Loest nach dem Westen. Grimmig begann er nach der Begrüßung durch Hans-Jörg Weigel zu lesen. Später konnte ich nachlesen, was er uns zu Gehör brachte. Es steht in seinem Buch "Durch die Erde ein Riss". Er las das Kapitel "Sein albanisches Wunder". Ich dachte, es muss auch bissige Hofnarren geben. Ich wusste etwas von seiner Vergangenheit, gab mich aber nicht als einer zu erkennen, der auch einmal die grünweiße Schnur eines Fähnleinführers des Deutschen Jungvolkes in der Hitlerjugend getragen hatte und auch wie er wusste, was Haft ist. Ich hätte ihn sonst gefragt, wie man als Akteur nach der Tragödie auch bei der Wiederholung des Stoffes im Satyrspiel zur Verfügung stehen kann. Es wäre eine pharisäische Frage gewesen. Er hatte länger gesessen als ich.

GEFÄHRLICHE SYMBOLE

Das ist die Schorsch-Meusel-Story von außen erzählt, in der Hoffnung, dass Schorsch sie dereinst von innen her darstellt. Vor mir liegt dabei ein Exemplar der Karte, die damals großen Anstoß erregte. Manfred Bauer hat sie mir im Jahr 1993 gegeben. Er hat seinerzeit einige Exemplare aus dem Paket herausgenommen und gerettet. Auf der Karte ist ein stilisierter Mann zu sehen, der mit ausgebreiteten Armen ein Gewehr zerbricht. Schwarz steht er vor einer ebenso knapp dargestellten großen grünen Erdkugel. Über dem Ganzen ist in

grüner Schrift zu lesen: "UNO-Abrüstungssondertagung 1982. Und darunter klein und schwarz: 1. Preis im UNO-Plakatwettbewerb, Entwurf: Prof. Gerhard Voigt, Halle.

Diese Karte hatte Georg Meusel drucken lassen, genauer Georg Meusel jr., genannt Schorsch. Sein Vater, Schorsch Meusel der Ältere, war Pfarrer in Werdau. Als junger Vikar gehörte er in der Nazizeit der Bekennenden Kirche an und hatte sich vom späteren Bischof Hahn in dessen schwäbischem Exil ordinieren lassen, um dann in Zwickau-Planitz mehr oder weniger illegal als Pfarrer zu arbeiten. Schorsch jr. hatte die Karten drucken lassen, als ein anderes Symbol gerade für viel Aufregung sorgte. Ich meine den Mann, der mit weit ausschwingendem Arm auf einem Amboss Schwerter zu Pflugscharen umschmiedet. Es war eine kühne Idee mit diesem durch die biblische Prophetie inspirierten Denkmal eines sowjetischen Bildhauers vor dem UNO-Gebäude in New York, das immer wieder betonte Eintreten der DDR für den Frieden beim Wort zu nehmen. Der Anstoß kam aus der jungen Generation, die sich in Friedensseminaren und zu Friedensdekaden in den evangelischen Gemeinden besonders im Süden der DDR bis hinauf zum Berliner Raum zusammenfand. Es lässt sich nicht mehr feststellen, wer als Erster auf die Idee kam, sich dieses Symbol an die Jacke zu nähen. Noch weniger wird sich je ermitteln lassen, wer aus dem Apparat des Staates bis hin zur Staatssicherheit auf den Gedanken kam, dass das Tragen dieses Symbols staatsgefährdend für die DDR sei. Aus Solidarität haben es dann auch Westpolitiker und Bischöfe in der DDR an ihre Kleidung geheftet. Ernsthaft behelligt wurde wieder nur "der kleine Mann". Die Jugendlichen wurden von der Volkspolizei auf der Straße angerempelt und bedroht. Die Schüler von den Direktoren gemaßregelt. Auch bei uns in Südwestsachsen war "wieder etwas los". wie sich die Jugendlichen auszudrücken pflegten. Besonders bitter berührte uns die Zwangsaussiedlung eines jungen Mannes, der es überhaupt im Leben nicht leicht hatte, von Crimmitschau nach dem Westen. In dieser gespannten Situation ließ sich Schorsch Meusel das mit der Karte einfallen. Sie sollte in vielen Hunderten von Exemplaren auf dem nächsten Friedensseminar verteilt werden und ihre Wirkung tun. Die Karte sollte, wie der Aufnäher "Schwerter zu Pflugscharen", besonders die jungen Menschen dazu verpflichten, bei der dringend notwendigen Veränderung der politischen Situation in der DDR auf jegliche Gewalt zu verzichten.

Nun war klar, dass eine Druckgenehmigung für diese Karte von der Abteilung Inneres des Rates des Kreises Werdau einer kirchlichen Einrichtung welcher Art auch immer niemals erteilt wurde. Schorsch Meusel versuchte deshalb gar nicht, diesen Weg zu gehen. Er machte Gebrauch von seiner Mitgliedschaft im Kulturbund für die demokratische Erneuerung Deutschlands, Abteilung Philatelie. Schon das Anhängsel "Abteilung Philatelie" zeigte, dass hier eine schon 1945 von Altkommunisten gegründete sogenannte Massenorganisation zu einem vereinsmeierlichen Inselchen geworden und aus dem Blickfeld derer geraten war, die große politische Wogen schlugen.

Schorsch Meusel erkundete zuerst, ob der Künstler in Halte etwas gegen den Druck seines preisgekrönten Entwurfs habe. Das hatte er nicht. Mit einem freundlichen Schreiben gab er seine Einwilligung für die Verwendung des Plakates im Kleinformat. Damit autorisiert, beantragte Georg Meusel über den Kulturbund die Druckgenehmigung. Sie wurde ihm erteilt, aber in der Werdauer Druckerei wurde die Karte nicht gedruckt. Irgend jemand im staatlichen Apparat hatte Wind bekommen und Wind gemacht, dass eben dies gerade noch gefehlt habe, neben dem gefährlichen Symbol "Schwerter zu Pflugscharen" ein zweites zu verbreiten. Als Schorsch Meusel von diesem Sachverhalt hörte, ging er zur Werdauer Druckerei und holte seinen genehmigten Auftrag wieder ab. Mit dem Schriftstück fuhr er ins benachbarte Glauchauer Kreisgebiet nach Meerane, wo sich ebenfalls eine volkseigene Druckerei befand. Dort wurde der Auftrag nach Kenntnisnahme der Genehmigung anstandslos angenommen. Es war ein beachtliches Paket, das schließlich in Meera-

ne abzuholen war. Inzwischen war aber der Staatssicherheit von irgend jemand klargemacht worden, dass Schorsch Meusel ihr ein Schnippchen geschlagen hatte.

So wurde dann eines Abends Schorsch Meusel mit seiner Frau zu einem Verhör in das Kreispolizeiamt geholt. Weil er Ähnliches erwartete, hatte er das bewusste Paket mit den Karten ins Pfarrhaus gebracht. Dort war an jenem Abend Gertraude Bauer, die Frau unseres Pfarramtsleiters, allein zu Hause. Ihr Mann war dienstlich unterwegs. Sie rief mich an und war dabei mit Recht aufgeregt. Sie bat mich sofort zu kommen, und das Paket abzuholen. Als ich das tat, erfuhr ich folgendes: Der Beamte des Staatssicherheitsamtes, der das Verhör führte, hatte einen Augenblick den Raum verlassen und das Ehepaar Meusel in dem Zimmer dort auf dem Kreispolizeiamt allein gelassen. Georg Meusel verließ sich nun darauf, dass die Telefone der Volkspolizei im Gegensatz zu denen der Staatssicherheit nicht laufend kontrolliert wurden. Er ergriff den Hörer und rief Frau Bauer an. Er teilte ihr mit, dass er und seine Frau wegen der Karten mit dem Friedenssymbol verhört würden. Natürlich wolle der Beamte wissen, wo sich das Paket befindet. Er habe gesagt, es sei in der Hand der Kirche.

Ich holte das Paket in das Werdauer Lutherhaus, in dem sich die Dienststelle der Superintendentur und auch unsere Wohnung befand. Von dort transportierte ich es in meinem blauen Trabant, den ich als Dienstfahrzeug zur Verfügung hatte, am nächsten Morgen nach Zwickau in die Amtratsstelle unseres Juristen, Oberkirchenrat Knoth, eines absolut zuverlässigen Mannes, mit dem ich mich in diesen Dingen ohne viele Worte verstand.

Wir einigten uns - wer auch immer kirchlicherseits damit zu tun hatte - auf den Sprachgebrauch: das Paket befindet sich auf dem Wege in das Landeskirchenamt. Der Staatssicherheitsdienst brachte es nun tatsächlich fertig, mit Schorsch Meusel, den man in jener Nacht zwar nach Hause gelassen, aber dann wieder verhaftet hatte, nach Dresden zu fahren.

Später wurde mir geschildert, wie der Beamte des Staatssicherheitsdienstes etwas hilflos in der Eingangshalle jenes großen Gebäudes gestanden habe, das bis 1918 die russische Botschaft beim Königreich Sachsen beherbergte und nach der Ausbombung des Taschenbergpalais im Februar 1945 das Landeskirchenamt für Sachsen aufnahm.

Es ist nun etwas Wunderbares, wenn bei Behörden und besonders bei kirchlichen Ämtern immer gerade die unterwegs sind, die gebraucht werden. Der Bischof war nicht da. Der Präsident des Landeskirchenamtes war nicht da. Der zuständige Gebietsdezernent für Südwestsachsen war nicht da, Endlich wurde der Mann durch den Vertreter des Präsidenten, Oberlandeskirchenrat Dr.-jur. Heimbold, empfangen, der ihm glaubwürdig versichern konnte, er wisse nichts von solch einem Paket. Im Amte befände sich nichts dergleichen. Dr. Heimbold telefonierte dann mit mir, und wir einigten uns, dass wir um die Gefährdung der Arbeit des Friedensseminars zu vermeiden, das Paket heraus geben würden. Es wurde vereinbart, dass ich mit Georg Meusel das Paket in Zwickau wieder abholen würde, um es auf das Werdauer Kreispolizeiamt zu bringen.

Vor der mit Georg Meusel vereinbarten Zeit beobachteten die Ephoralsekretärinnen mit Vergnügen einen Mann mit einer Aktentasche unter dem Arm auf dem Fußweg vor dem Lutherhaus. Auf und ab gehend ließ er die offen stehende Toreinfahrt nicht aus den Augen. Der oft nicht leichte Alltag der beiden, der Frau des Kirchenmusikdirektors Schöne und meiner Frau, bekam einen spannungsreichen Akzent.

Schließlich kam Georg Meusel und ich holte den Trabant aus der Garage. Schorsch stieg neben mir ein und setzte eine dunkle Brille auf. Das gab ihm eine abenteuerliche Note, die mir in diesem Augenblick nicht sonderlich behagte. Als wir aus dem Grundstück heraus fuhren, setzte sich sofort ein Fahrzeug, das vom Postberg herunterkam, hinter uns. Es

folgte uns bis auf die Höhe zwischen den beiden Städten Werdau und Zwickau. Dort ließ es sich zurückfallen und ein anderes Auto, das in einer Nebenstraße gestanden hatte, schloss sich uns an. Nach nochmaligem Wechsel bei unseren Kontrolleuren langten wir endlich in der Amtsstelle an und nahmen dort die Ladung auf. Ich habe dann in Werdau die Karten mit in das Kreispolizeiamt getragen. Hinter dem Beamten, der am Eingang den Publikumsverkehr regelte, tauchte ein Mann auf, der uns in Empfang nahm. Schorsch Meusel musste ihm folgen, um mit ihm den Riesenberg der Karten Stück für Stück zu zählen. Und doch haben Karten gefehlt.

BEDENKENSWERTES

Im Februar 1990 überqueren wir am Harz zum ersten Mal die nun offene Grenze. Hinter dem Todesstreifen muss ich rechts herausfahren. Ich sehe nichts mehr. Die Augen stehen unter Wasser. Wir feiern dann in Hameln den 60. Geburtstag unseres Freundes Hans-Egbert Lange. Zum Programm dieses Tages gehören auch Besuche beim Oberbürgermeister und der örtlichen Presse. Wir sitzen mit dem Chef der Zeitung und zwei jungen Journalisten zusammen, als ich gefragt werde, warum wir von der Kirche die Revolution in Leipzig nicht schon eher gemacht hätten. Meine Gegenfrage an den Chefredakteur lautet, ob er schon einmal im Gefängnis gesessen habe. Ich schildere ihm dann kurz die Praxis des Umgangs mit politischen Gegnern im totalitären sogenannten Sozialismus. Ich markiere unsere Position zwischen den beiden oft zitierten Sätzen, dass "ein Mann ohne Knast, wie ein Baum ohne Ast" sei, aber eben schlimmer, dass "jeder Tag im Knast ein Tag zu viel" sei.

Wir Älteren hatten aus guten Grund Bedenken, wenn die Jungen "endlich etwas unternehmen" wollten. Ich konnte es verstehen, wenn junge Leute, die im Diakonissenhaus zu Schwestern und Pflegern ausgebildet wurden, sich einer der regimekritischen Leipziger Gruppen anschlossen. Aber meine Freude darüber wurde von den Bedenken, die ich hatte, getrübt. So ließ ich Schwester Silke zwar sofort holen, als wir wegen ihr Besuch bekamen. Ich bat sie aber, in einem Nebenraum zu warten und vermied die Konfrontation mit den beiden Männern in meinem Dienstzimmer. Sie waren gekommen, weil ein Plakat Anstoß erregte, das im Gelände des Diakonissenhauses auf einem schwarzen Brett angebracht worden war. Schwester Silke hatte es ohne vorherige Absprache dorthin gehängt. Auf diesem Plakat wurde für ein Behindertensportfest geworben, das am Sonnabend, dem 1. August 1987, auf einem kirchlichen Gelände im Süden Leipzigs stattfinden sollte. Eine kirchliche Gruppe wollte mit dieser Veranstaltung ein deutliches Zeichen setzen gegen das kraftprotzende Jubelsportfest der DDR, das von Ende Juli bis Anfang August in und am großen Leipziger Stadion abgehalten wurde.

Zuerst vergewisserte ich mich, dass Schwester Silke die Sache mit dem Plakat locker sah. Ihr Herz hing an der Veranstaltung und nicht an dem Plakat für die Werbung. Dann wechselte ich in mein Zimmer hinüber und redete die beiden jungen Männer als Beamter des Staatssicherheitsdienstes an. Sie bestritten sofort zur Stasi zu gehören und sagten, sie seien Mitarbeiter des Stadtbezirks West. Ich ließ sie ein Revers unterschreiben, auf dem stand, dass sie das Entfernen des Plakates verlangt hatten. Als sie gegangen waren, besprach ich noch einmal alles mit Schwester Silke, die anschließend das Plakat abnahm.

Ich fuhr in die Innenstadt, wo in der Wohnung von Superintendent Magirius an der Nikolai-kirche gerade beide Leipziger Superintendents, Richter und Magirius, zusammensaßen. Ich fragte sie: "Habt Ihr eine Ahnung von einem Behindertensportfest auf kirchlichem Gelände in Thonberg?" Sie verneinten beide, wollten sich aber sofort kundig machen, weil ein Gespräch mit der Abteilung Inneres beim Rat der Stadt in Kürze anstand. Man hatte ihnen

von dort schon signalisiert, dass jegliche Störung des großen Sportfestes durch kirchliche Gruppen mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln unterbunden würde. Ich klopfte noch beiden alten Freunden anteilnehmend auf die Schulter und sagte: "Da seht wieder einmal zu, wie wir durch die Sache durchkommen!" Dann ging ich. Das Behindertensportfest fand statt, war aber leider total verregnet. Die kleine, dort versammelte Schar wurde trotzdem aufmerksam beobachtet.

Anderthalb Jahre später hing Schwester Silke in dem Geschehen rings um den 70. Todestag von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht drin. Rosa Luxemburg wurde in systemkritischen Gruppen der DDR viel zitiert. Auf dem Friedensseminar in Königswalde wurden Texte von ihr verteilt, die einen anderen, demokratischen Sozialismus meinten. So war es nicht verwunderlich, dass es schon im Januar 1988 in Berlin zu einem Eklat kam, als bei der sogenannten Kampfdemonstration zu Ehren von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht eine größere Gruppe von Leuten mit eigenen Parolen sich dem offiziellen Zug anschließen wollte.

Ein Jahr später kam es am 15.01.1989 zu einer klaren Gegendemonstration, bei der 80 Menschen vorübergehend festgenommen wurden. Parallel dazu liefen Flugblattaktionen in einigen Städten der DDR. In Leipzig hatte die Gruppe, zu der Schwester Silke gehörte, mit einem vorsintflutlichen Vervielfältigungsgerät Blätter gedruckt und dann verteilt.

Der Freund von Schwester Silke wurde auf der Ahlfeldstraße vor der Einfahrt zu unserer Garage festgenommen. Meine Frau und ich waren unglücklicherweise nicht zu Hause. Die stellvertretende Oberin des Diakonissenhauses, Schwester Maria Wermuth, konnte aber Schwester Silke aus dem Geschehen heraushalten und einigermaßen beruhigen.

Unmittelbar nach diesen Verhaftungen am Wochenende versammelte sich die Restgruppe mit anderen am Montagabend im Gemeindehaus der Markuskirche. Von dort rief uns Schwester Silke an, ob wir sie abholen könnten. Sie fühle sich nicht sicher, wenn sie das Gemeindehaus verlassen würde. Wir holten das Auto aus der Garage und fuhren hin. Als wir in einer Seitenstraße geparkt hatten und auf das Haus zingingen, machte mich meine Frau auf einige Gestalten in Lederjacken aufmerksam, die auf den Straßen und dem Platz, auf dem einst die Markuskirche stand, ziellos umher schlenderten.

Auf dem Gang des Gemeindehauses drängten sich viele junge Leute, unter denen wir Theologiestudenten begrüßten, die wir von Werdau her kannten. Auf Schwester Silke mussten wir noch warten. Sie sprach gerade mit Wolfgang Schnur, der in einem kleinen Zimmer Angehörige von Verhafteten beriet. Überall, wo "etwas los war", war dieser verkappte Stasi-Mann zur Stelle. Er hat sich seinen Mielke-Orden wahrlich verdient.

Ungehindert konnten wir dann zum Auto gehen und mit Schwester Silke zum Diakonissenhaus, wo sie nicht nur arbeitete, sondern im Internat auch wohnte, zurückfahren. Auf dieser Fahrt machte mir Schwester Silke nachdrücklich klar, dass die Gruppe ein Kontakttelefon brauche. Sie zielte natürlich auf unser Telefon im Diakonissenhaus. Ich aber stellte mich schwerhörig. Die Situation im Fernmeldewesen der DDR ist inzwischen in aller Munde. Wir hatten für das ganze Gelände mit allen seinen Einrichtungen und besonders dem Krankenhaus mit acht Stationen eine einzige Nummer und eine Zentrale, die per Hand vermittelte. Ich war verantwortlich, dass ein funktionsfähiges Krankenhaus da war, wenn einmal nicht nur verhaftet, sondern vielleicht geschossen wurde.

DER FALL DER FESTUNG

Als Hans-Jörg Weigel am 20. Mai 1980 verhaftet worden war, stand für alle seine Freunde außer Zweifel fest, dass Wolfgang Schnur helfen musste. Dr. Schnur hielt engsten Kontakt

zu den aktivsten Leuten des Friedensseminars Königswalde. Mit Hans-Jörg Weigel und seiner Familie war er befreundet. Am 20.10.1979 hatte er beim großen Herbsttreffen in der Königswalder Kirche einen Vortrag über "Rechte des christlichen Bürger in der DDR" gehalten. Von ihm war die Verteidigung einer Reihe junger Männer wahrgenommen worden, die wegen sogenannter Gesinnungsänderung verhaftet worden waren. Diese Männer waren zu der Überzeugung gekommen, dass sie nicht mehr bereit waren, eine Waffe in die Hand zu nehmen. Wenn sie zu Reserveübungen der Volksarmee eingezogen werden sollten, verlangten sie, in eine Bausoldateneinheit eingegliedert zu werden. Das wurde ihnen mit Hinweis auf den Eid, den sie bei den bewaffneten Einheiten geleistet hatten, verweigert. Sie wurden in Haft genommen. Schnur besuchte sie im Gefängnis, fröhlich einen Beutel aus dem Intershop schwenkend, in dem viele gute Sachen wie Südfrüchte und Schokolade waren. Bei seiner Verteidigung der Angeklagten kam allerdings nicht viel heraus. Es wurden jahrelange Haftstrafen verhängt. Wenn sie dann wie später in Fall Hans-Jörg Weigel auf Bewährung ausgesetzt wurden, war das nicht Schnurs Verdienst.

So drängt sich die Frage auf: Warum haben wir nicht gemerkt, dass Schnur ein hochdotierter Stasi-Spitzel war? Bei anderen haben wir es doch gemerkt, wenn sie für die "Firma" arbeiteten, und haben uns dann so oder so darauf eingestellt. Mir persönlich war sein oft verschlüsseltes Reden aufgefallen, das viele Dinge in der Schwebe ließ. Ich erinnerte mich dabei immer an einen bedeutenden Juristen, mit einem guten Ruf aus der Zeit des Nationalsozialismus, der in der Auseinandersetzung mit dem allmächtigen Staat viel erreicht hatte. In Göttingen besuchte ich die Vorlesungen dieses Mannes zum Thema Kirchenrecht. Ich kann mich bei der Erinnerung an das dort Gehörte auf kaum einen Satz besinnen, in dem eine unverrückbare Aussage zwischen Subjekt und Prädikat formuliert worden war. Was ich da erlebt hatte, half mir gelegentlich im Umgang mit den Funktionären in der DDR.

Auf dem Dorf gab es immer wieder Vorgänge, mit denen der Schulleiter, der Bürgermeister und andere, die christliche Unterweisung der Kinder und Jugendlichen behindern oder gar verhindern wollten. Gelegentlich diktierte ich meiner Frau einen Brief an den Bürgermeister. Als sie ihn nochmals durchlas, fragte ich: "Verstehst Du das Geschriebene?" Sie sagte: "Nein, das ist total unklar formuliert." Darauf ich: "Dann können wir den Brief abschicken." Wieder wurde Zeit gewonnen.

So, als Mann der undurchsichtigen Rede, habe ich Schnur auch bei einer Begegnung im Sommer 1980 erlebt. Ich holte ihn in einem Hotel in Karl-Marx-Stadt (Chemnitz) ab und ging mit ihm in eine der beiden Chemnitzer Superintendenturen. Mein Kollege Christoph Magirus stellte uns für unser Gespräch einen abhörsicheren Raum zur Verfügung, Im Nachhinein genieße ich immer wieder die Komik der Situation, dass ich mit einem nicht erkannten "Gummiohr" einen Ort gesucht hatte, in dem wir vor Wanzen sicher waren.

Aus gutem Grund habe ich mir damals kaum Notizen gemacht. Aus dem Wenigen, was ich habe, geht hervor, dass Schnur immer wieder abwiegelte, zum Stillehalten ermahnte. Unter allen Umständen wollte er weitere öffentliche Solidaritätsaktionen unsererseits verhindern. Die öffentliche Fürbitte für Hans-Jörg Weigel zu Pfingsten in allen evangelischen Kirchen Sachsens behandelte er wie ein heißes Eisen.

Ohne das Medium des Fernsehschirms habe ich Wolfgang Schnur am 4. Dezember 1989 das letzte Mal gesehen. Wie an jedem Montag in diesem Herbst bis in das neue Jahr

hinein fanden auch an dem Tag 17:00 Uhr in den großen Leipziger Kirchen Gebetsgottesdienste statt, nach deren Ende sich dann auf dem Augustusplatz, der damals Karl-Marx-Platz hieß, die Menge sammelte. Vom Balkon der Oper her waren Reden zur aktuellen Situation zu hören, ehe sich der Marsch der vielen, vielen Tausenden um den Ring herum formierte. Ich hatte in der Thomaskirche die Predigt zu halten über den Wochenspruch aus dem Sacharjabuch des Alten Testaments: Siehe, dein König kommt zu dir, ein Gerechter und ein Helfer. Die Gruppe, die den Gottesdienst wöchentlich gestaltete und verantwortete, nahm mich in guter Weise in ihre Mitte. Bei der Aufforderung zum stillen Gebet war mir der Hinweis "für unsere Stadt Leipzig" besonders wichtig. Nach dem Gottesdienst durchquerten meine Frau und ich die Innenstadt. Aus dem Gedränge auf dem Karl-Marx-Platz heraus setzten wir uns an diesem nasskalten Tag sehr bald in Bewegung. Wieder zogen wir diszipliniert auf allen Fahrbahnen und selbst den Straßenbahngleisen am Hauptbahnhof vorbei. Die Fußgängerbrücke am metallverkleideten Konsum-Kaufhaus - Blechbüchse sagen die Leipziger - war schwarz von Menschen. Transparente hingen herab. Auf einem stand an diesem oder an einem anderen Tag: Kirche wir danken dir. Meine Frau war froh, als wir ein Stück weiter waren. Sie befürchtete den Zusammenbruch der Brücke. Zu unserer Linken tauchte der Neubautrakt des Staatssicherheitsamtes auf, der sich unmittelbar an den Altbau mit der berühmten "Runden Ecke" anschloss. Es ist das Stück des Leipziger Ringes, das nach Goerdeler genannt ist. Seit Oktober hatten wir Leute der Kirche uns Gedanken gemacht, wie man den Staatssicherheitsdienst entmachten könnte. Wir hatten keine konkreten Vorstellungen. So wies ich an diesem Abend beim Vorbeilaufen auf die Festung der Gewalt und sagte zu meiner Frau: "Wie die Bastille!" Wir liefen weiter und kamen nun dort an, wo der Dittrichring beginnt. Eben jene "Runde Ecke" kam in Sicht, deren großes Portal von zwei architektonischen Schmuckelementen flankiert wird, in denen die Volksphantasie 40 Jahre lang überdimensionierte Ohren erblickte. Über dem Portal war ein Balkon, auf dem sich plötzlich Menschen zeigten. Wir blieben stehen, als durch einen Lautsprecher verkündet wurde, dass soeben Vertreter des Volkes die Gebäude der Staatssicherheit besetzt hätten. Man warte auf den Staatsanwalt, der die Räume versiegeln solle. Noch eine Sympathisantin, Frau Bigl, die Chefin der Apotheke im Diakonissenhaus, war zu uns gestoßen. Wir drei schauten uns an wie Träumende. Einer von denen, die da oben standen, war Wolfgang Schnur.

ZWEIMAL DEUTSCHER KANZLER

Berchtesgaden. Heute spürt keiner mehr das, was das Herz eines achtjährigen Jungen in Deutschland bewegte, wenn 1936 dieses Wort fiel. Gott sei Dank!

Dort war das Haus des "Führers". Mein bester Freund in unserem kleinen Dorf konnte ihn, den Führer, parodieren. Das ist natürlich falsch ausgedrückt. Ehrfurchtsvoll ahmte er Adolf Hitler in seinen berühmten Reden nach. Wir gingen dazu in die Schluppe, in die Häuserschlucht zwischen den beiden Gehöften fränkischer Bauart, von denen eins den Eltern meines Freundes und eins seinen Verwandten gehörte. Dort hallte es so schön wider, wenn er begann: "Deutsches Volk" oder auch "Deutsche Volksgenossen". Dann kamen markante Sätze, die mein Freund auf der letzten Rede - verkündet von der "Göbbels-schnauze", dem Volksempfänger, wie das billige Radiogerät hieß - behalten hatte. Wahrlich keine Parodie. Auch das nicht, dass es meinen Freund noch "erwischt hat", wie wir späterhin in den 1940iger Jahren sagten. Irgendwo vor Berlin verliert sich 1945 seine Spur. Wir haben nie wieder von ihm gehört.

Also Berchtesgaden. Die Eltern hatten in einem kleinen Ort vor der Stadt für uns vier ein Quartier gemietet für die Zeit, in der in Berlin die Olympiade lief. Plötzlich kam meine Tante

dazu. Ein SS-Mann, ein Angehöriger der Leibstandarde Adolf Hitlers, interessierte sich damals für sie. Ein gut aussehender Abenteurer, dessen Mutter bei den Kämpfen um den Annaberg in Oberschlesien umgekommen war, früh also ein Halbweise. Er tauchte auf und verkündete hinter vorgehaltener Hand, dass der "Führer" für zwei bis drei Tage gekommen sei. Vielleicht lasse er sich sehen. An einem trüben Tag machten wir uns auf und fuhren an den Obersalzberg heran. Dort, vor dem Gebäude des Berghofs standen schon viele Menschen im leichten Nieselregen. Endlich öffnete sich das Tor. Die Erwachsenen formierten sich zu eine Art Marschkolonne. Uns Kinder sortierte die SS heraus. Wir sollten direkt zum "Führer" hingehen, der erhöht über dem Weg auf einer kleinen Plattform stand und den Vorbeimarsch abnahm. Zu seiner gewohnten Pose mit dem erhobenen rechten Arm kam er selten, denn er begrüßte uns Kinder mit Handschlag. Ich ging also auch hin, "macht meinen Diener", wie die Verbeugung hieß, die wir Jungen aus gutbürgerlichem Hause eingebleut bekamen, und gab dem Kanzler der Deutschen die Hand. Es war eine schwammige, leicht feuchte Hand mit flüchtigem Druck... Mein Bruder, bei dessen Begrüßung der Führer wegen eines Schreihalses aus der Kolonne weg geschaut hatte, und ich waren heilfroh, als wir unsere Eltern wiederfanden. Auf der Rückfahrt im Auto wurde wenig gesprochen. Die Mutter hat mir viel später erzählt, dass sie und den Vater dies seltsame Zeremoniell bedrückt, ja angewidert habe. Mich beschäftigte die ungermanisch weiche Hand dieses Mannes mit der schwarzen Haarsträhne. Ich konnte zu niemanden davon sprechen, gleich gar nicht zu meinem Freund im Heimatdorf.

Im April 1991 habe ich nicht an dieses Kindheitserlebnis denken können. Es war zu viel los. So war mein erster Gedanke „auch das noch“, als Präsident Dr. Neukamm im März bei uns im Diakonissenhaus Leipzig anrief. Er teilte mir vertraulich mit, dass Bundeskanzler Dr. Helmut Kohl ein Gespräch mit den Vertretern der diakonischen Arbeit in den evangelischen Landeskirchen der neuen Bundesländer führen wolle. Als Tagungsort habe er an unser Haus gedacht. Ich habe dann doch sofort zugesagt, obwohl mir die neuerliche Belastung für unsere Mitarbeiter und besonders unsere treuen Diakonissen vor Augen stand. Aber wir brauchten Kontakte mit den Mächtigen dieser Welt in dieser turbulenten Wendezeit, denn wir brauchten Geld, viel mehr Geld als vorher, um den Menschen um uns her weiterhin helfen zu können.

In Bezug auf die Person von Helmut Kohl war ich auf seltsame Art vorbelastet. 1979 nach Jahren - also fast einer Generation - hatten sich die Behörden der DDR zum ersten Mal wieder herausgelassen, als ich eine Dienstreise nach der Bundesrepublik antreten durfte. Der dienstliche Anlass, eine Tagung in Loccum, ließ mir als Nebenfrucht Zeit zu Privatem. Ich konnte im Niedersächsischen für wenigstens eine Nacht einen guten Freund, einen Kameraden aus der Zeit der Gefangenschaft, besuchen. Im langen, sonst guten Gespräch entwickelte seine Frau ein breites Spektrum fordernder christlicher Moral und zeigte dann einen Brief ähnlichen Inhalts, den sie an den seinerzeitigen Oppositionsführer Kohl geschrieben hatte. Am Morgen, als ihr Mann und ich gerade das Haus verließen, kam der Postbote. Triumphierend riss sie einen Brief auf, der Helmut Kohls Antwort enthielt. Kohl stimmte ihr mit wenigen Worten zu und schrieb, dass es gut wäre, wenn nur viele sich auf diese Werte besinnen würden. Ich aber hatte und habe meine Schwierigkeiten mit der "fordernden christlichen Moral". Außerdem war ich damals "Sozialdemokratist", um ein Wort zu zitieren, das Klaus Gysi, der Vater Gregor Gysis und seinerzeitige Staatssekretär für Kirchenfragen, einmal gegenüber Bischof Hempel zu dessen Charakterisierung gebrauchte.

Nun, am 26. April 1991, um die Mittagsstunde standen wir, der Präsident des Diakonischen Werkes der evangelischen Kirchen in Deutschland, Dr. Neukamm, unsere Oberin,

Diakonisse Roswitha Schröter und ich vor dem Mutterhaus des Diakonissenhauses Leipzig. Die Autos fahren vor. Helmut Kohl wurde von uns Willkommen geheißen. Wir gingen die Treppe hinauf zu einer ersten Begegnung mit den Reportern. Als ich neben ihm herlief, war da einen Moment der Gedanke da: der Kanzler aller Deutschen im wiedervereinigten Vaterland. Was im Herbst 1989 auf den Leipziger Ring so oft geschah und nun doch nicht mehr: einen Augenblick stand mir das Wasser in den Augen.

Wohlthuend nüchtern da die Frage des Kanzlers nach der Toilette. Als wir später den "blauen Saal", den Festsaal unseres Hauses, betraten, gefiel Helmut Kohl die Sitzordnung nicht. "Wir sind viel zu weit voneinander entfernt", sagte er. Deshalb fasste er den Präsidiumstisch auf der einen Seite an und ich auf der anderen, um ihn näher an die Tische der Gesprächsteilnehmer heranzutragen. Dabei schaute ich auf seine zupackenden Hände, die Abstand überwinden wollten.

Später dann besuchte Helmut Kohl eine Krankenstation, auf der über zwanzig Patienten in einem großen Saal liegen. Als wir wieder ins Freie traten, sagte er: "Ich wünschte, jeder aus dem Kabinett würde das hier einmal sehen." Die Menge, die herandrängte, war nicht nur freudig erregt. Einzelne Eier und Tomaten wurden geworfen, von den Reportern genauestens registriert. Ich bekam neben Kohl ein paar Spritzer ab. Da drängte der Kanzler die Leibwächter beiseite und ging auf die Buhrufer zu. Es kam nur zu einem lauten Wortwechsel mit der berechtigten Frage Kohls: "Was wollt ihr eigentlich?" Dann hatten ihn die Sicherheitsbeamten wieder in ihrer Mitte. Im Hinblick auf die Attentate gegen Oskar Lafontaine und Wolfgang Schäuble dachte ich: Deutschland wird mit dem regiert, was man früher Courage nannte.

RECHTSRADIKAL

Die Kameraden, die es gleich mir überlebt hatten, wollte ich gern wiedersehen. Als dann in den Stuttgarter Zeitungen eine Annonce stand, dass sich in einer Gaststätte die Opfer des Stalinismus versammelten, ging ich mit meiner Frau dorthin. Es war kurz nach dem Tod des Diktators, aber sein System überlebte bekanntlich lange. Ein ehemaliger Bannführer der Hitlerjugend leitete die locker gehaltene Versammlung. Wir saßen mit jungen Männern an einem Tisch, die auch im Mühlberger Lager gesessen hatten. Sie kamen aus der Meißner Gegend und waren mir nur flüchtig bekannt.

Jetzt waren sie im Stuttgarter Raum ansässig. Es gab ein Erzählen herüber und hinüber. Alles Internierungsgeschehen lag erst ein halbes Jahrzehnt zurück. Da war die Erinnerung an Hunger, Krankheit und drohenden Tod noch frisch.

Es wurde um Ruhe gebeten. Die Presse kam und wollte Interviews. Bereitwillig gab sie der Ex-Bannführer. Dann wurde es für mich kritisch. Blitzlicht flammte auf. Für die Zeitungen wurden Fotos gemacht. Ich versteckte mich hinter den anderen. Ich sagte: "Mensch, ich will doch in den Osten zurück. Ich darf auf den Bildern nicht zu sehen sein!" Schließlich suchte ich unter dem Tisch imaginäre Dinge bis die Fotografen endlich draußen waren.

Das Gespräch kam wieder in Gang. Es wandte sich der Gegenwart zu. Einer sagte: "Mensch, ich bin jede Nacht unterwegs." Ich grinste ihn an: "Hast du eine Freundin, die weit weg wohnt." "Nein," sagte er, "was du denkst. Es ist politisch. Ich klebe Plakate für Remer." "Remer, das war doch der vom 20. Juli? Der Büttel von Goebbels." Da mischte sich ein anderer ein: "20. Juli war Vaterlandsverrat! Und jetzt kümmern wir uns, dass nicht alles flöten geht." Ich sagte zu meiner Frau: "Komm, wir gehen!"

Wenig später - aber wir waren schon nach Sachsen zurückgekehrt - ich sah **Papa Roll** wieder. Papa Roll war unser Barackenältester in der Zeit, in der wir als Kartoffelschäler in

der Lazarettküche arbeiteten. Im Sommer 1947 hatten uns Ärzte aus den vielen unterernährten Jugendlichen im Mühlberger Internierungslager herausgefischt und in die Baracke 27a verlegt. Ein ehemaliger Jurist im mittleren Alter war unser Brigadier, der uns, begleitet von einem Wachposten, jeden Abend zur Arbeit in die Lazarettküche dicht am elektrischen Lagerzaun führte, wo wir dann fast die ganze Nacht Gemüse putzen und Kartoffeln schälten. Besonders in den ersten Wochen mit ihrer brütenden Augusthitze schliefen wir vor Entkräftung oft ein. Unsanft wurde der einzelne von den anderen geweckt, denn das Arbeitspensum musste geschafft werden. War es dann soweit, dass alle Gefäße geleert und die sauberen Zutaten in die Kessel gebracht worden waren, bekamen wir pro Mann einen dreiviertel Liter gutes Essen, das uns im Laufe der Zeit von den Hungerödemen befreite. Es folgte die Zeit des ungeduldigen Wartens auf den Posten, der uns zur Baracke 27a zurückbrachte.

Drei Ausländer waren mit im Schälkommando, **Malik**, ein promovierter Philologe, der sich gern ausschwig, weil er wohl zu nahe an der Naziideologie gesiedelt hatte. **Malak**, ein gutmütiger Mann, der um seiner deutschen Frau willen in der Sowjetzone geblieben und verhaftet worden war. Seine Erzählungen vom Tennisspielen, bis er 40 Jahre alt war, und vom Geschäftemachen danach, hielten uns kaum wach. Da war es mit dem, was der Dritte auf Lager hatte, schon anders. **Panajotis Ablianidis**, ein griechischer Journalist, der auch einer Frau zu liebe den Ausreisebefehl nicht befolgt hatte, verfügte über eine ungebremste südliche Phantasie, die sich besonders in erotischen Phantasien auslebte. Obwohl uns Brot interessierte und nicht Sex, hörten wir zu bis wir endlich erlöst wurden.

Meist kamen wir aber so spät in die Lagerbaracke zurück, dass es sich nicht mehr lohnte, die große Holzpritsche aufzusuchen. Es wurde zum Zählappell angetreten.

Manchmal auch morgens, wenn wir uns kaum noch auf den Beinen halten konnten, öfter aber beim abendlichen Appell, trat Papa Roll vor die Front der Kolonne, um seine Sprüche los zu werden. Einmal beschimpfte er die Ausländer, wurde aber daraufhin sofort von Panajotis Abtianidis so angegriffen, dass selbst ihm das Wort im Munde stecken blieb. Anders bei seine Angriffen auf die Juristen. Er war zwischen den Kriegen ein kleiner Beamter im Strafvollzug gewesen und hatte einen unbändigen Hass auf "die Leute mit die Nappahandschuh am Volant", wie er sich ausdrückte. Unser Brigadier nahm die Beleidigungen hin, ohne mit der Wimper zu zucken. Er stand damit in einer Reihe mit den Reichsgerichtsräten, die man dazu kommandierte, die Latrinen leer zu pumpen. Ich habe einen dieser obersten Richter des Reiches dabei erlebt. Meine Hochachtung wird immer den 32 sicher sein, die beim Mühlberger Land verscharrt wurden. Ich bin nicht sicher, ob alles, was ihnen angetan wurde, auf sowjetische Befehl geschah. Auch gab es genug Möglichkeiten, sowjetische Befehle zu umgehen.

Weiter ist im vorn herein zu berichten, dass Papa Roll einer der wenigen Männer war, die Beziehungen zum Frauenlager hatten. Es war verboten, sich dem Zaun zu nähern, der das Frauenlager vom übrigen Lagergelände abgrenzte. Aber die Baracke 27a war diesem Zaun unmittelbar benachbart. Papa Roll hatte die Gelegenheit genutzt und eine Beziehung zu einer Frau angeknüpft, die ich kannte. Sie war Witwe, weil ihr Mann, Ortsgruppenleiter der Naziartei in unserem Nachbardorf, schon 1945 umgekommen war. Papa Roll sagte mir einmal, dass er diese Frau heiraten wolle.

Und nun nach seiner Freilassung war es soweit. Als ich ihn in den 1950er Jahren wieder sah, kam er auf einen Rollwägelchen die Straße meines Heimatdorfes herabgefahren. Die Frau an seiner Seite hatte ihn offensichtlich vom Bahnhof abgeholt und die beiden wollten ins Nachbardorf, das ohne Bahnstation ist. Völlig verblüfft lief ich auf den Wagen zu. Die Frau hielt die Pferde an, und wir schüttelten die Hände in der Freude des Wiederer-

kennens. Es war da immer der Gedanke dabei, dass wir es geschafft hatten, lebendig herauszukommen. "Papa Roll", schrie ich. Und er darauf: "Junge, wenn wir erst einmal wieder auf dem Panzern sitzen!" Mir fuhr es sofort heraus: "Papa Roll, du bist verrückt."

Ich habe Papa Roll nie wieder gesehen. Die Frau, die er heiratete, nahm sich das Leben, als sie es mit ihm nicht mehr aushielt. Er aber fuhr nicht noch einmal auf einem Panzer als aufgesessener Grenadier aus aller Verantwortung für das Leben anderer heraus.

Vierzig Jahre später saßen wir in Mühlberg im Festzelt beieinander, ergraut, wir, die wir damals die ganz jungen waren. Die Freude des Wiedersehens an diesem Spätsommertag 1992 zeigte uns wieder den Wert wirklicher Kameradschaft. Da sagte einer: "Wenn hier das Geringste in Richtung Rechtsradikalismus zu spüren wäre, würde ich sofort wieder wegfahren. Ernst pflichteten ihm die anderen bei. Ein anderer sagte: "Schließlich könnten wir da auch etwas dagegen unternehmen."

1995 treffen sich in Mühlberg ehemalige Kriegsgefangene aus vielen Ländern, die 1939 bis 1945 im Lager festgehalten wurden, mit den deutschen Inhaftierten der Jahre 1945 bis 1948.

DIE AUS DER GESCHICHTE LERNEN

Im Herbst 1949 fragte mich der Studieninspektor Dr. Jochen Ihmels in Leipzig: "Herr Wartenberg, was halten Sie von den Menschenrechten?" Ich lachte nur. Es war eineinhalb Jahre nach meiner Entlassung aus dem Internierungslager Mühlberg.

Es blieb bei diesem bitteren Lachen nach unserem bundesdeutschen Intermezzo von 1950 bis 1954, als wir wieder in der DDR ansässig geworden waren. Wir gingen auf unserem Dorf nicht zu den Wahlen und wurden deshalb jedes Mal von Schleppern belästigt. Einmal machten wir schon in dieser Zeit - ich weiß nicht mehr aus welchem Grund - eine Ausnahme. Wir waren am Wahlsonntag unterwegs gewesen. Gegen Abend suchten wir das Lokal auf, in dem sich die Wahlhelfer schon seit dem Vormittag langweilten. Jedes mal wurde die Parole ausgegeben, dass ein staatsbewusster Bürger der DDR möglichst früh zur Wahl geht. Nachmittags wählte fast gar keiner mehr. Unter den uns fixierenden Augen ließen wir uns die Wahlzettel geben, verschwanden in der Zelle, wo wir den gesamten Text, der keine klare Entscheidung für Ja oder Nein zuließ, mehrmals durchstrichen und mit einem Nein überschrieben. Dann steckten wir die zusammengefalteten Zettel in die Urne. Bei der Auszählung wurden zwei Neinstimmen aufmerksam registriert.

Nun gab es damals im Dorf eine Schulklasse, zu der ich guten Kontakt hatte. Das wirkte sich auch so aus, dass diese Mädchen und Jungen im Konfirmandenalter in der Mehrzahl nicht zur Jugendweihe gehen wollten. Für den Klassenlehrer war das ein Manko. Er konnte sein Soll, das selbstverständlich bei mindestens 90% lag, nicht erfüllen. Wesentlich war wohl auch, dass dieser Mann seine Kirchenfeindlichkeit als ein einigendes Band betrachtete zwischen der braunen Diktatur, aus der herkam, und der roten, der er nun als sogenannter Neulehrer diente. Am Montag nach der Wahl verkündete er bei einer Mathematikstunde in eben dieser Klasse: "Nun hat sich Euer Pfarrer mit seiner Frau entlarvt. Sie ha-

ben als Feinde des Sozialismus mit Nein gewählt."

Unser Fernbleiben bei der nächsten Wahl begründete ich mit diesem Vorfall. Man könne wohl kaum von freier, geheimer Wahl reden. Daraufhin forderten mich der Schulleiter und der Bürgermeister auf, zu einem Gespräch zu kommen. Ich bekam dabei nicht jenen Lehrer zu sehen, sondern wurde mit drohenden Vorwürfen überhäuft, weil ich die Sache zum Dorfgespräch gemacht hätte.

Was nahm mir dann in den 1970iger Jahren das bittere Lachen? Es waren die jungen Menschen in Werdau und Umgebung, die ernst nahmen, was in Helsinki unterschrieben worden war. Einmal - ich war gerade 50 Jahre alt geworden - saß ich in ihrer Mitte. Sie sprachen von Frieden, Freiheit und Gerechtigkeit und ihnen glühten die Ohren dabei. Ich sagte: "Nun seid Ihr dran. Wir Alten sind müde geworden." Da stand ein junger Mann auf: "Wir von der Jungen Gemeinde brauchen Sie, die Alten." Manchmal, wenn ich die aus der Vogelperspektive fotografierten Bilder vom Marsch um den Leipziger Ring im Herbst 1989 betrachte, denke ich daran.

Im August 1990 bin ich dann zum ersten Mal nach dreieinhalb Jahren in Tübingen. Meine Frau bleibt bei unserer Freundin. Ich stehe an diesem Sonnabend in den Semesterferien vor der Universität. Die Türen der Hörsäle sind verschlossen. Aber auf den Gängen kann ich gut die Erinnerungen der Studienjahre 1953/54 an mich heran lassen. Ich gehe zurück und stehe in der Eingangshalle vor den 1985 angebrachten Tafeln. Auf der einen stehen die Namen der Widerstandskämpfer gegen Hitler, die in Tübingen studiert haben. Gegenüber lese ich einen Text, der an Prediger Salomonis 4, 1 anschließt. Ich zitiere nach Luther: Ich wandte mich und sah an alles Unrecht, das geschah unter der Sonne und siehe, da waren die Tränen derer, so Unrecht litten und hatten keinen Tröster; und die ihnen Unrecht taten, waren zu mächtig, dass sie keinen Tröster haben konnten.

Im Text dazu die Worte: " ... die aus der Geschichte lernen."··

© Heike Leonhardt und Uwe Steinhoff
Internetdokumentation der Opfer des Lagers Mühlberg 1939 – 1948
Mehr Details: <http://www.lager-muehlberg.de>
Nichtkommerzielle Nutzung unter Angabe der Quelle gestattet.